25/1988 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427–5217

FREIE Welt

Grünstes Grün der Erde

Abenteuer im kubanischen Regenwald

Dieses Virus greift an

Aids: Bericht aus dem 2. Moskauer Infektionskrankenhaus

★ Inhalt

Luftfahrt
Mit dem weltgrößten Lastenhubschrauber unterwegs durch Sibirien **Seite 4**

Bilder und Standpunkte
Min Hüsung **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Medizin
AIDS-Report aus Moskau **Seite 16**

mobile **Seite 20**

Die Welt von morgen
FREIE WELT-Interview mit Prof. Dr. Klein zu Fragen der Friedensforschung **Seite 22**

Memoirenserie
Erinnerungen von Heinz Felfe: Das Doppelspiel eines Aufklärers **Seite 26**

Geschichte
Der Entlastungszeuge **Seite 28**

Bildfeuilleton
Georgische Poesie **Seite 30**

Zoologisches
Aus dem Tagebuch einer jungen Ehe **Seite 32**

Erzählung
István Bársony: „Ein Ritter der Lüfte" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Chljup und Krapa – eine Ferienabenteuergeschichte **Seite 40**

Märchenserie
„Der Jäger" **Seite 41**

Leserforum **Seite 44**

Literatur
FW-Gespräch mit Tschingis Aitmatow **Seite 46**

Reisebericht
Durch die „wilden Tropen" der Insel Kuba **Seite 52**

Titelfoto:
Joachim Kirchmeier

Redaktionsschluß für dieses Heft: **28.11.1988**

★ Im Blickpunkt

Eigentlich sollte es eine Deutschstunde werden. Herr Jedinger, Klassenleiter der 7 a der Siegmund-Sredzki-Oberschule in Berlin-Prenzlauer Berg, trat sie an FREIE WELT ab, und so wurde es für uns alle eine Art Anschauungsunterricht in DDR-Befindlichkeit.

Wir zeigten den Kindern das Foto von dem verkrüppelten Jungen und erzählten, was wir darüber wußten. Nicht viel. Opfer eines der in den letzten Monaten in den südangolanischen Provinzen Bengo und Cuando-Cubango angerichteten Massaker der UNITA-Banden vielleicht. Möglicherweise ist der Kleine auch beim Spielen auf eine der Minen getreten, welche die von Südafrika ausgehaltenen Söldner nachts auf Straßen und Wegen vornehmlich vor Schulen und Krankenhäusern zu legen pflegen. Die UNICEF, das UNO-Weltkinderhilfswerk, schätzt, daß in einem einzigen Jahr 56 500 Kinder auf Grund dieses vor allem gegen die Zivilbevölkerung gerichteten Krieges starben. In Angola leben 20 000 Waisen und mehr als 30 000 wegen kriegsbedingter Verletzungen für immer Behinderte.

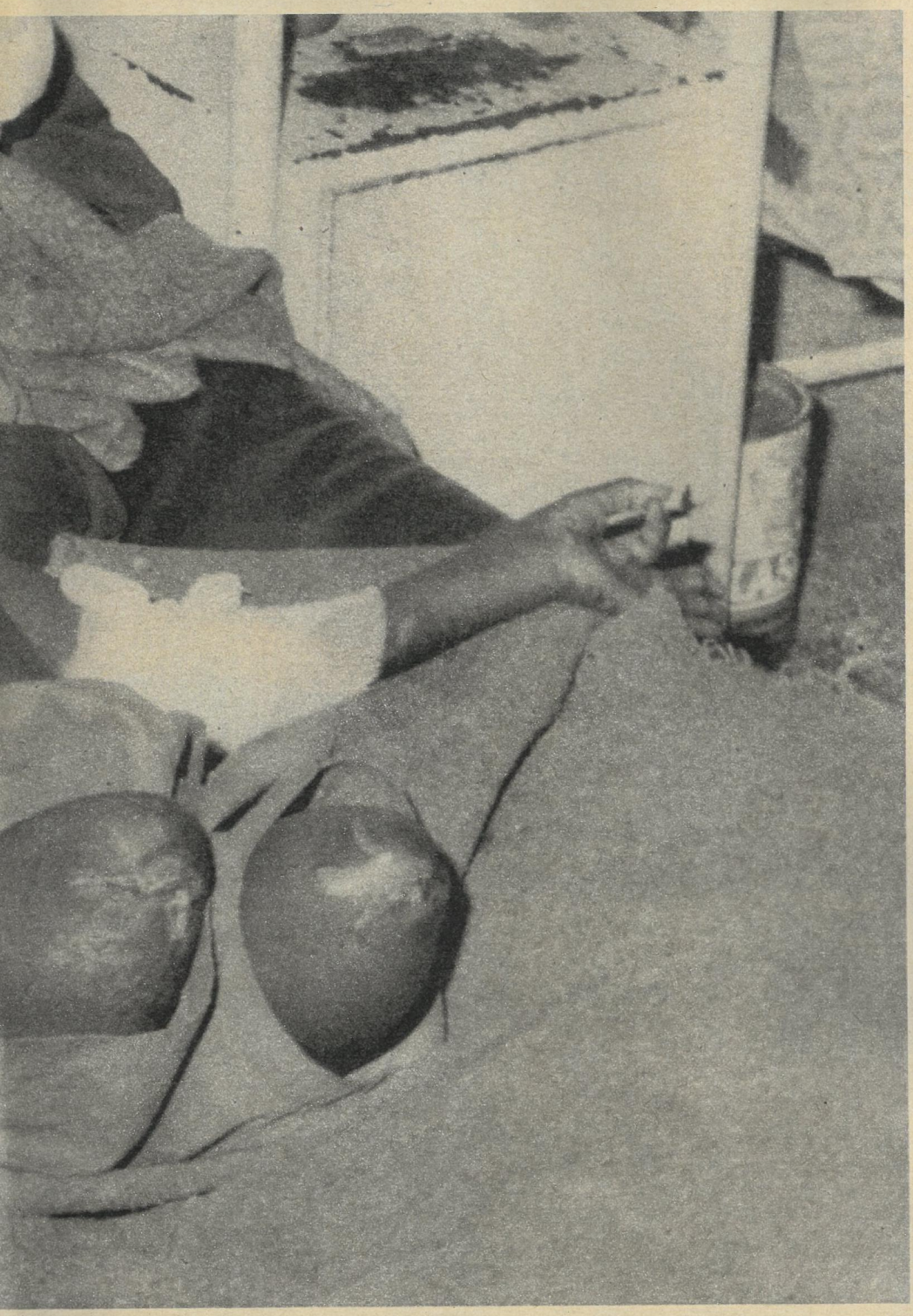
Wir fragten die Kinder: Was empfindet ihr, wenn ihr dieses Foto anseht?

Die spontan geäußerten Gefühle, das läßt sich denken, reichten vom Mitleid bis zum Zorn, einer ging in seiner Entrüstung sogar so weit, daß er forderte, man müsse Gleiches mit Gleichem vergelten, damit die Terroristen am eigenen Leibe verspürten, was sie anrichteten. Wahrscheinlich, befürchtete Manuela, hat das Kind keine Eltern mehr und weiß gar nicht, wie das ist, wenn man geliebt wird. Das Hospital, so erkannte Sebastian, sieht ziemlich abgerackert aus, also das kann sich nix leisten, so wie die Krankentücher und der Boden dort aussehen. Und dann, fügte Nino hinzu, haben sie dort bestimmt auch noch Plagen, zum Beispiel Heuschrecken und so was, ein Glück wegnigstens, daß sie nicht auch noch frieren müssen.

Könntet ihr euch vorstellen, fragten wir weiter, daß euch oder euren Freunden und Freundinnen ähnliches passiert?

Einen solchen Gedanken wiesen alle energisch von sich. Auf die Frage nach dem Warum nicht, antwortete Dajana ebenso kurz wie überzeugt mit dem Satz: „Na, weil man sich eben sicher fühlt hier bei uns!"

Das Gespräch ging darum, ob man den Kindern in Angola, Nikaragua und anderswo helfen könne. Was können wir da schon ausrichten, sagte Benjamin, kam dann aber ganz von selbst auf den Solidaritätsbasar zu sprechen, den die Klasse unlängst durchgeführt hatte. Selbstgebackenes, Spielzeug, Schallplatten, Bücher – am Ende fehlten noch 11,28 an 200 Mark, und die brachten sie zu guter Letzt auch noch aus eigener Tasche auf, damit die Summe schön rund wurde. Als der Klassenleiter wissen wollte, ob sie beim Betrachten des Fotos angespornt würden zum Helfen, kamen die Antworten beinahe im



10. Dezember – Tag der Menschenrechte

Eine Stunde in der 7a

Das Kind genießt besonderen Schutz; ihm werden Gelegenheiten und Erleichterungen durch Gesetz und auf andere Weise gegeben, sich gesund und natürlich in Freiheit und Würde körperlich, geistig, moralisch, seelisch und sozial zu entwickeln. Das Beste des Kindes ist für diese Gesetzgebung bestimmend.

Aus der 1959 von der Generalversammlung der Vereinten Nationen einstimmig verabschiedeten „Erklärung der Rechte des Kindes".

Chor. Ja, klar, natürlich, und es müsse vielleicht sogar etwas anderes sein als ein Kuchenbasar.

Ich habe irgendwo gehört, warf René ganz zum Schluß in die Debatte, alle zwei Sekunden stirbt in den Entwicklungsländern Afrikas, Asiens und Lateinamerikas ein Kind, unterernährt, verhungert, infiziert. Wir haben uns im Verlagsarchiv vergewissert, René hat recht.

Unsere Diskussion in der 7 a dauerte 45 Minuten. Macht 1350 Kinder...

Fritz Jahn

Fotos: L. Willmann, ZB-Angophoto

Packesel mit

Die Mi-26, der stärkste Helikopter der Welt, im Einsatz

Der Flugauftrag kam per Funk: „Nehmen Sie an der Erkundungsstelle 24 einen Raupenschlepper auf. Transportieren Sie ihn zur 78 Kilometer entfernten Unterbasis 2 der geologischen Expedition." – Wochen zuvor hätte hier niemand eine solche Weisung erteilen können. Kein Hubschrauber der Welt hätte die Geologen-Raupe, sie wiegt 18,6 Tonnen, unzerlegt heben und fortbewegen können. Doch jetzt versieht in der westsibirischen Nishnewartowsker Region die Mi-26 ihren Dienst und erlaubt den Geologen und Erdölarbeitern einen spürbar effektiveren Einsatz ihrer Großtechnik.

Unsere Moskauer Korrespondenten Jürgen Geitner (Text) und Volkmar Billeb (Fotos) waren mit an Bord.

АЭРОФЛОТ
СССР-06010
22 800 PS

Packesel mit 22 800 PS

Mittagspause für die Besatzung: In der Stolowaja der Geologen gibt es für den Flugkapitän und die Reporter Borschtsch und Gulasch.

„Ein Flugwetter haben Sie!" – Wir werden fliegen, und nicht nur einfach so, sondern mit dem größten Lasthubschrauber, der je gebaut wurde! Am Landeplatz für die Riesenlibelle werden wir ermahnt, uns lieber 40 bis 50 Meter beiseite zu bewegen, denn mit dem achtblättrigen Hauptrotor der Mi-26 – Durchmesser 32 Meter – sei nicht zu spaßen! Aus sicherer Entfernung harren wir des Dinges, das da kommen soll. Zuerst ein fernes Grummeln in der Luft, dann taucht am Himmel, einem gigantischen, nichtsdestoweniger eleganten Insekt gleich, die Mi-26 auf. Das Grummeln schwillt an zu flatterndem Getöse, ein plötzlicher Sturmwind kämmt die Grashalme in unsere Richtung. Auch wir müssen uns kräftig gegenstemmen. Jetzt setzt sie auf, der Kommandant schaltet die Triebwerke ab, Sturmwind und Getöse verebben. Nun erst bekommen wir einen Begriff von der Größe des Fluggeräts mit dem Kennzeichen UdSSR-06010. Mit 8,06 Meter Höhe über alles ist so etwas wie ein größeres Einfamilienhaus vom Himmel gestiegen. Als der Rotor zur Ruhe gekommen ist, kehrt unsere Courage zurück, und wir nähern uns. Es öffnet sich der Einstieg, eine Leiter wird herausgeklappt, fünf Stufen hoch, dann sind wir am Ziel: Als erste ausländische Journalisten lernen wir eine Mi-26 während ihres Einsatzes kennen.

Doch zuerst schließen wir Bekanntschaft mit dem Gebieter über das gewaltige Kraftpaket von 22 800 Pferdestärken, die aus zwei Gasturbinen kommen und die Mi-26 befähigen, bis zu 20 Tonnen Nutzlast über weite Strecken zu transportieren. Viktor Krawtschenko, der Kommandant „unserer" Mi-26, ist eher ein stiller, beherrschter Mann. Hubschrauber-Pilot seit 17 Jahren und seit nunmehr fünf, der Aeroflot-Qualifikation nach, Pilot 1. Klasse. Zugleich muß er Leiter sein: Ein Kollektiv hochqualifizierter Spezialisten – Copilot, Navigator, Bordingenieur – harrt seiner sachkundigen Weisungen. Westsibirien, insbesondere das Tjumener Gebiet, kennt Viktor Krawtschenko wie die sprichwörtliche Westentasche, es ist seine fliegerische Heimat. Seit er in der Abteilung Wirtschaftsflug der Sibirischen Aeroflot-Verwaltung seinen Dienst begann, hat er den mit über 30 000 Seen besetzten Flickenteppich um den Ob herum ungezählte Male mit Personen und Lasten überflogen. Sumpfgebiet, unwegsam im Sommer, erbarmungslos im Winter. Nichts für Touristen. Wer hierher kommt, hat es fast ausnahmslos mit den begehrten Schätzen zu tun, welche unter der rauhen Kruste liegen: Erdöl und Erdgas. Ohne die Aeroflot läuft hier gar nichts, vor allem kein Öl. Den Löwenanteil ihrer Flugleistungen erbringt sie für das Öl. Auch der teure Hubschrauberflug ist hier rentabler als jeder Bodentransport in der trassen- und gleislosen Gegend. Vor drei Jahren erhielt unser Mann, der bis dato Mi-8, Mi-6 und Mi-10 geflogen hatte („Ich dachte schon, es passiert nichts mehr in meinem Leben!"), als erster der Tjumener Fliegertruppe eine Mi-26. „Unvergeßlich in ihrer Dimension", urteilt er, „und unvergleichlich auch ihrer technischen und elektronischen Ausstattung nach."

Der Prototyp, erstmals 1980 in die Luft gegangen, war 1981 Attraktion des Pariser Luftfahrtsalons. Seit 1983 entsteht die Mi-26 in Serie.

Viktor Krawtschenko bittet uns, Platz zu nehmen im geräumigen, hermetisch abgeschlossenen Cockpit, das Arbeitsplätze für ihn und seine Crew bietet. Das fünfte Mitglied der Mannschaft ist der für die Behandlung der Nutzlast verantwortliche Operateur, der sich meist im Lastraum des Hubschraubers aufhält. Schrill pfeifend beginnen die Triebwerke zu arbeiten. Der Lärm nimmt zu, doch das schallisolierte Cockpit bietet komfortable Arbeitsbedingungen. Erster Landeort: Bohrstelle 24. Langsam senkt sich die Mi-26 bis auf zwei Meter Bodenabstand. Die Stahltrosse wird ausgelegt. Der Operateur springt auf die Erde, gemeinsam mit einem Geologen legt er die bereits zum Abflug vorbereitete Raupe „an die Kette". Letzte Überprüfung – der Verschluß sitzt. Der Operateur schwingt sich zurück in den Helikopter, der langsam anhebt. Ohne den kleinsten Ruck, ohne die geringste Verzögerung im Steigflug hat die Maschine die 18,6 Tonnen unter sich aufgenommen. Wir fliegen Kurs Süd – mit bis zu 150 Stundenkilometern „rast" die jetzt gewiß schnellste Raupe der Welt ihrem neuen Einsatzort entgegen. Der Kommandant beobachtet sie während des Fluges auf einem Monitor. Drei schwenkbare Fernsehkameras, eine hat Obersicht, die andere blickt nach unten, die dritte nach hinten, sind seine elektronischen Augen. Der Bordingenieur kontrolliert die Funktion aller Bordsysteme, die Klimatisierung des Cockpits und den Kerosinverbrauch. Der beträgt 2,3 Tonnen pro Stunde, 10 Tonnen fassen die Tanks. Also kann sie gut und gerne dreieinhalb Stunden ohne Zwischenlandung in der Luft sein. Der Kommandant hat inzwischen an den Copiloten übergeben und beginnt ein Schwätzchen mit uns. „Das ist ein Maschinchen, was? Haben Sie die Auspufföffnungen gesehen? Nichts ist da verrußt, weiß sehen sie aus wie ein Brautschleier!" Die Mi-26 verfügt über ein System zur hocheffektiven Brennstoffverwertung: Das Kerosin wird fast vollständig verbrannt. Effektivität und Umweltschutz, bereits auf den Displays des Konstruktionsbüros programmiert. Und nun bemerken wir tatsächlich ein wenig Besitzerstolz in den anfangs so amtlich-ernsten Augen Viktor Krawtschenkos. Schließlich, was soll er da herumreden, erfüllt jeder Flugeinsatz unter seiner Leitung zugleich auch Testaufgaben, deren Erkenntnisse in die Serienproduktion einfließen, damit der Riese noch besser heben kann. Alle hundert Flugstunden geht ein Protokoll ans legendäre Mil-Konstruktionsbüro.

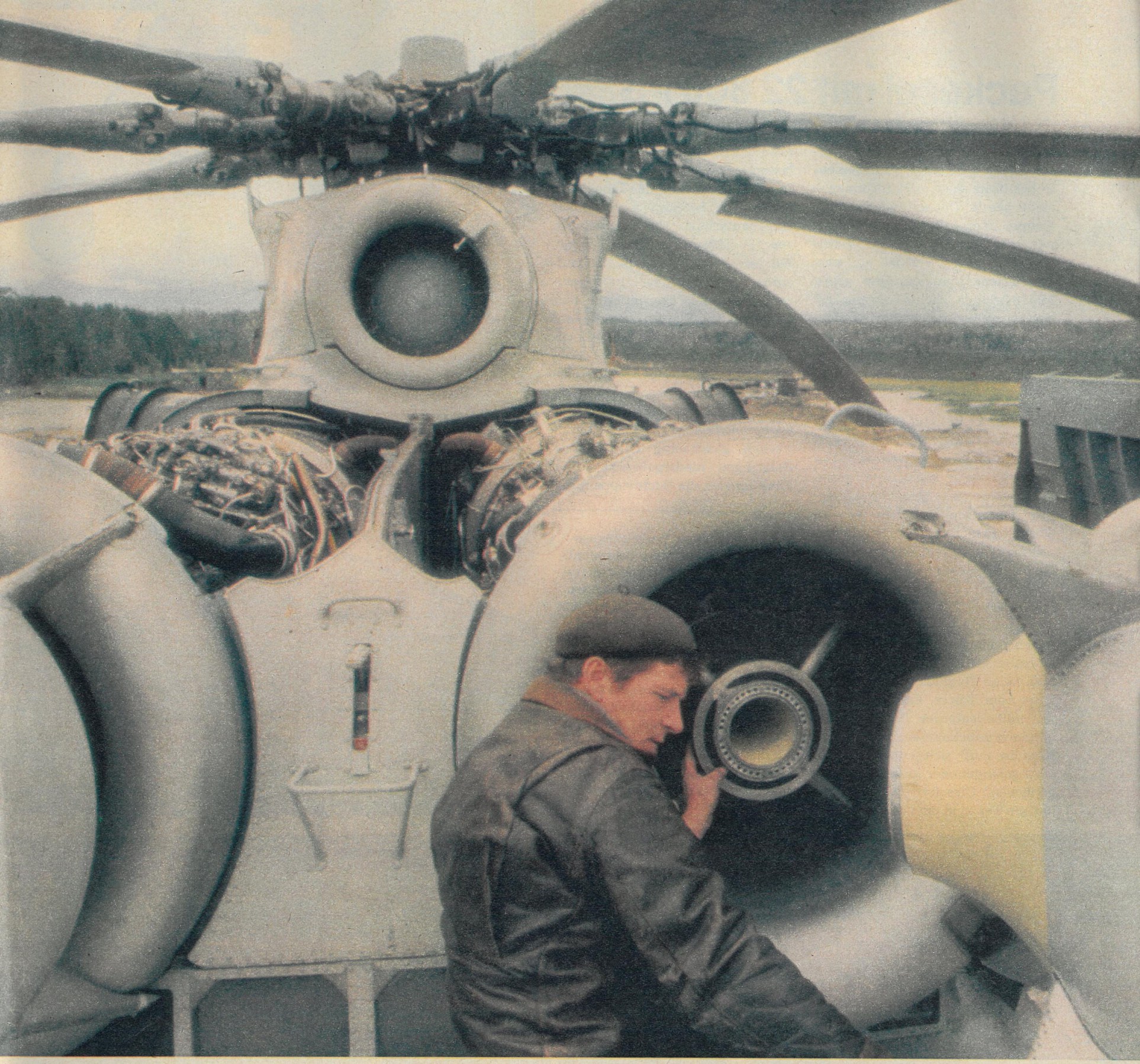
Sicherheit und Effektivität sind die obersten Positionen auf der Checkliste. Der Kommandant: „Der Hubschrauber rechtfertigt voll und ganz seine technische Charakteristik, auch hier unter den schwierigen nördlichen Einsatzbedingungen."

Also alles in Butter? „Wer hat das gesagt? Natürlich gibt es immer etwas zu verbessern. Zur Zeit beobachten wir besonders das System der äußeren Lastaufhängung. Hier muß noch vieles praktischer gestaltet werden. Das Schloß für die Last ist unbequem und zeitraubend, zum Beispiel."

Die Effektivität könnte größer werden? „Ja, das ist so. Und zugleich der Arbeitsschutz. Wenn sich der schwere Verschluß nur mühsam öffnen läßt oder unkontrolliert zuschnappt – da schützen auch die dicksten Arbeitshandschuhe nicht vor Verletzungen, von unnötigen Verzögerungen beim An- oder Abhängen ganz abgesehen!"

Die wirtschaftliche Rechnungsführung greift Platz – auch im Tjumener Gebiet. Um die fünftausend Rubel kostet eine Flugstunde mit der Mi-26, in unserem Fall muß die Vereinigung „Megioneftegasgeologija" zahlen. Gegen 2000 Flugstunden hat Viktor Krawtschenko bereits für sie absolviert. „Megioneftegasgeologija" sorgt in Gestalt seiner Dispatcherzentrale für optimale Ausnutzung der Flugzeit. Und das Lohnsystem der Crew? Zu 70 Prozent wird die Flugstrecke, zu 30 Prozent die transportierte Last in Anschlag gebracht, verlangt ebenfalls exakte Abrechnung. Hightech über der Taiga – bitte. Aber effektiv! Bisweilen wird die gewaltige Libelle an eine Stelle gerufen, um eine Last aufzunehmen, die noch gar nicht „versandfertig" ist. Dann hängt die Maschine, die auf dem Sumpfboden mit ihren 28 Tonnen Eigengewicht nicht landen kann, tatenlos eine halbe Stunde in der Luft, und die Nutzer, Flugpersonal und sämtliche Gesetze der Ökonomie sind arg verstimmt. Denn eine reichliche Tonne kostbares Kerosin wurde nutzlos – aber nicht umsonst! – in den unschuldigen Himmel geblasen. „Es ist gut", sagt Viktor Krawtschenko, „daß jetzt im Rahmen der wirtschaftlichen Rechnungsführung und der Eigenverantwortung der Betriebe ein Finanzierungssystem gefunden wurde, das den Kampf um Höchstleistungen bei allen Beteiligten stimuliert!"

An beiden Tagen, da wir die Mi-26 auf ihren Taiga-Wegen begleiten, geht's wie am Schnürchen. Die Raupe abgesetzt, nach acht Flugmi-



Wartungsfreundlich: Übersichtlich und leicht zugänglich sind die beiden Lotarew-Gasturbinen der Mi-26 (oben).

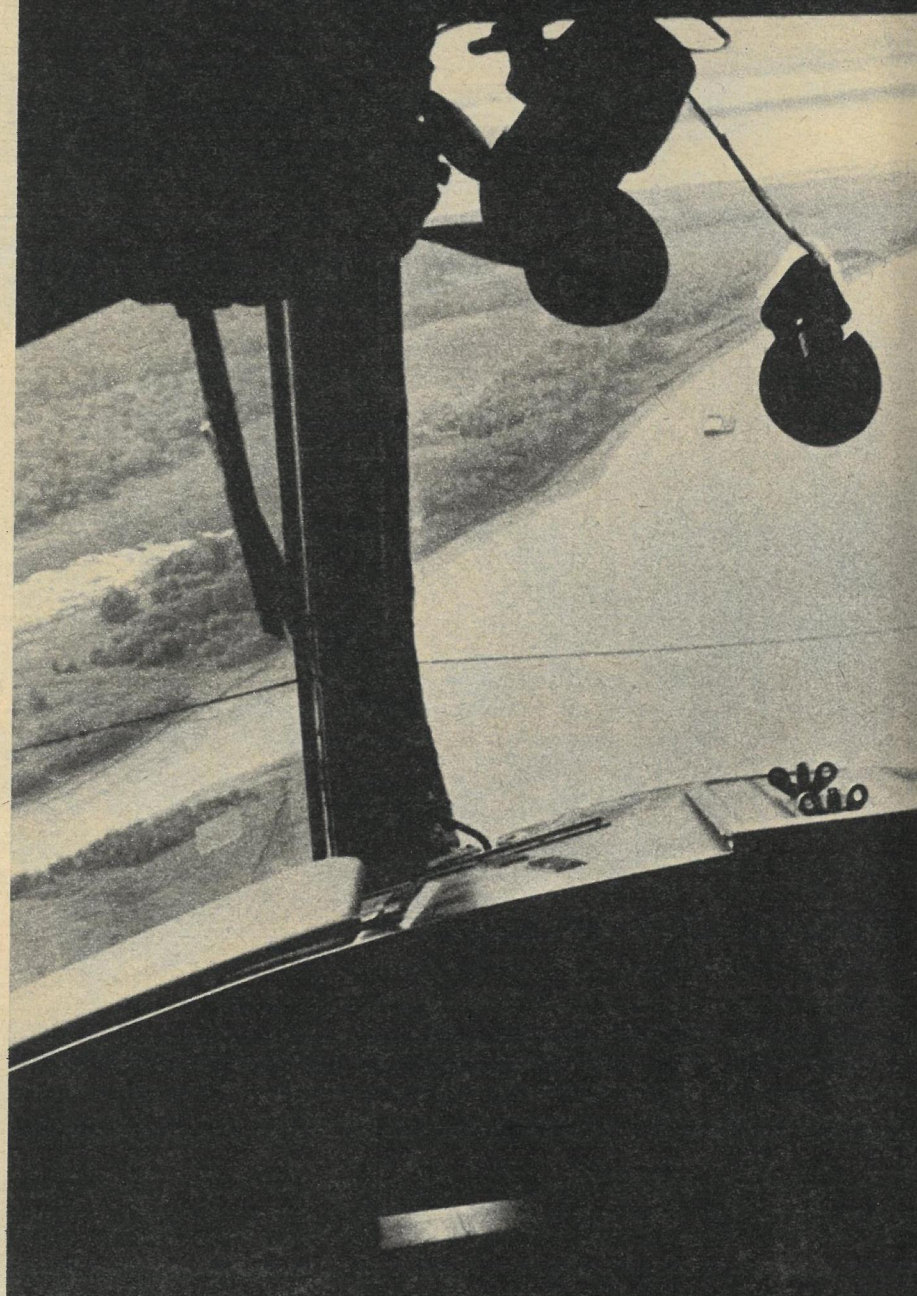
Taiga-Feuer: Besonders nachts sind die vielen vom Abfackeln der Gase herrührenden Flammen weithin sichtbar (links).

Packesel mit 22 800 PS

nuten die nächste Einsatzstelle erreicht: Ein KrAS-Lkw – mit seinem Bohraufsatz wiegt er 19,5 Tonnen – steht bereit. Danach wieder eine Raupe. „Kompakte Lasten fliegen wir am liebsten", sagt Viktor Krawtschenko. „Weil sie auf konzentriertem Volumen eine große Masse bringen. Nichts transportiert sich, vor allem bei hohen Windgeschwindigkeiten, komplizierter als diese sperrigen, leichten Geologen-Holzhäuschen. Die sind wie Segel im Wind!"

Heute hat er bei fünf Starts bereits 85 Tonnen bewegt. Noch 56 Tonnen warten auf ihre Beförderung. Die Mi-26 ist dafür konstruiert, große Lasten über weite Strecken zu bringen. Distanzen zwischen 50 und 300 Kilometern absolviert sie heute. „Alles normal", sagt Krawtschenko. Dennoch gewannen wir einen plastischen Eindruck von der Schwerarbeit der Mannschaft, die sich vor allem in äußerster Konzentration zeigt, mit der jeder seine Aufgabe erfüllt. Schließlich fliegt man keine Flughäfen an, sicher geleitet vom Tower. Fast jeder Flug mit millionenteurer Technik führt an einen unbekannten Ort, und der Kapitän muß sich entscheiden – wird gelandet oder in der Schwebe geblieben? Dies fordert Erfahrung und ein Team, in dem sich jeder um Lebenspreis auf den anderen verlassen muß!

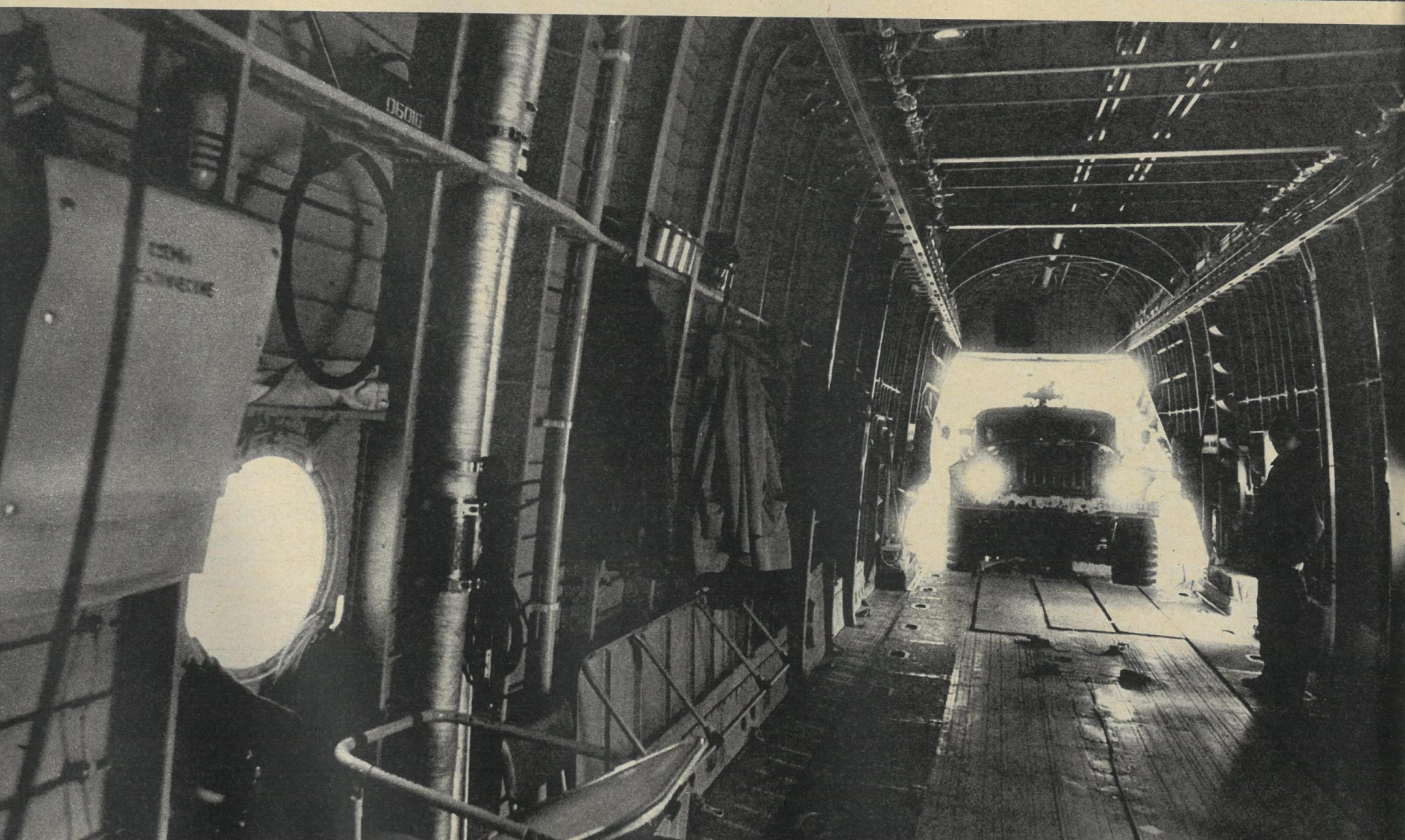
In der Luft nicht immer dabei, aber maßgeblich beteiligt ist Ljudmila Kuprijantschuk, Chefdispatcherin von „Megioneftegasgeologija". Wir lernen sie bei einem Tankaufenthalt kennen. „Die Hubschrauber", sagt sie, „garantieren den Geologen, an Plätzen zu arbeiten, zu denen kein Wasser- oder sonstiger Weg führt." Auch in der Winterperiode erreicht man viele Bohrstellen nur per Hubschrauber. Die Geologen-Expeditionen arbeiten an vielen Aufklärungsorten. Überall werden gleichzeitig eine Menge Bohrungen niedergebracht. Über Funk melden die Suchtrupps ihren



Vogelperspektive: Der Nishnewartowsker Hafen am Ob ist ein wichtiger Umschlagplatz für Versorgungsgüter. Per Hubschrauber gelangen sie von hier weiter zu den Geologen und Erdölarbeitern (rechts).

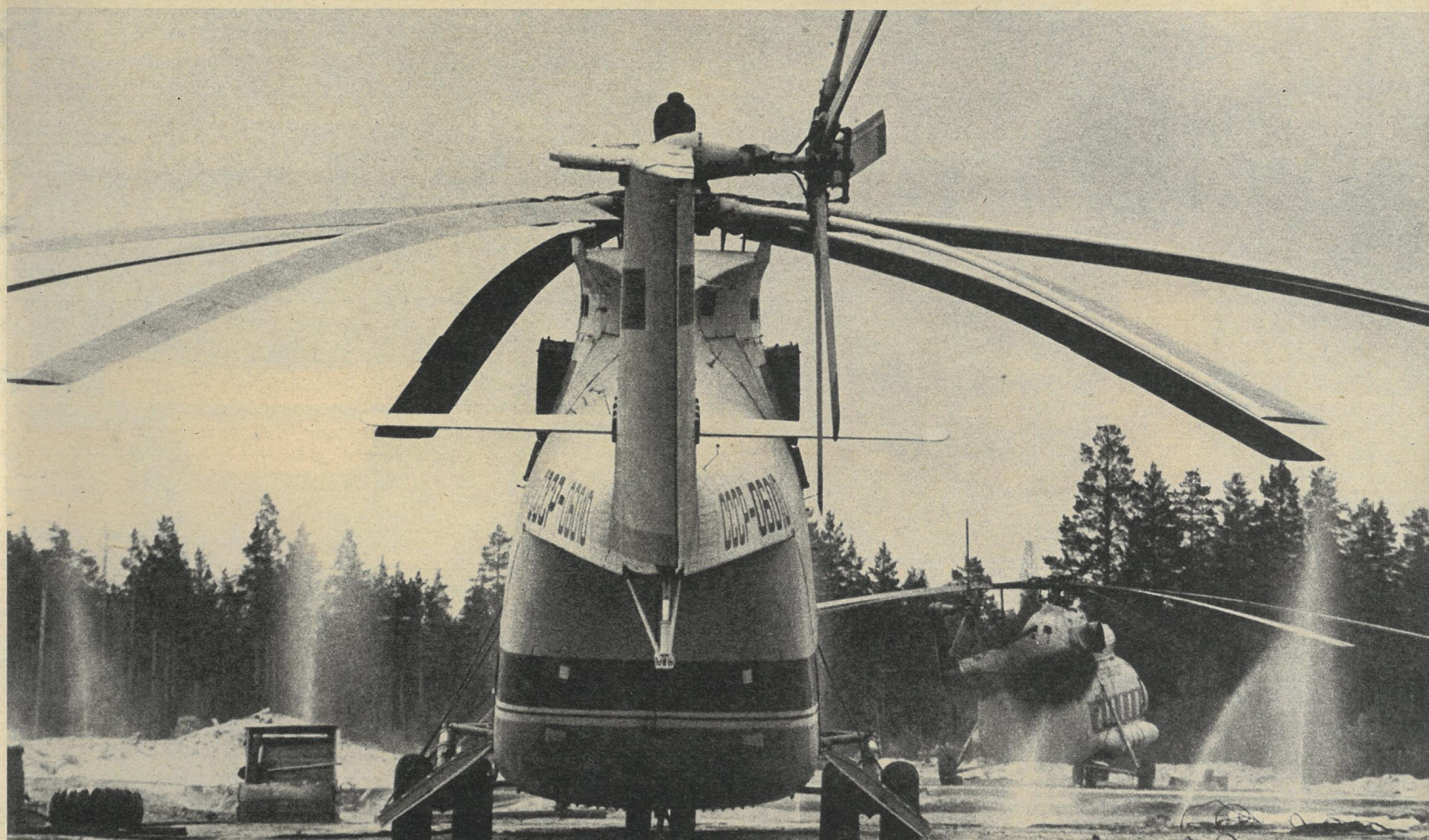
Beladung: Die Mi-26 nimmt einen Löschzug der Feuerwehr an Bord. Mit ihrer Hilfe kann moderne Löschtechnik in kürzester Frist an jede Brandstelle transportiert werden (unten).

Landeplatz: Sprühgeräte verhindern das Aufwirbeln des Staubs (unten rechts).



Technikbedarf an Ljudmila. Manche Stelle muß dreimal am Tage angeflogen werden: Menschen, Ausrüstungen, Versorgung. Geologie in Tjumen, das ist schließlich nicht ein kleines Häuflein Romantiker, das sich mit Zelt und Steinpikkel aufmacht, dem Boden seine Schätze zu entreißen und am Abend bei Fischsuppe am Lagerfeuer fröhliche Lieder singt. Geologie in Tjumen, das ist ein Großbetrieb, mit modernster Technik an der Erfüllung seiner Planauflage arbeitend, deren Hauptkennziffern Bohrmeter und erschlossene Bodenschätze sind. Der Geologe verläßt erst seine Erkundungsstelle, wenn das Öl reibungslos aus der Tiefe kommt. Im Wettlauf mit der Zeit setzt Ljudmila ihre Hubschrauberflotte ein. Zuerst nur die Mi-8, danach die Mi-6, schließlich auch den in der DDR bekannten „fliegenden Kran", die Mi-10. Nun also die Mi-26. „Eine Mi-6 transportiert am Tage 30 bis 40 Tonnen Lasten. Die Mi-26 macht spielend ihre 150 bis 200 Tonnen. Und diese Kapazität brauchen wir für die stabile Planerfüllung", sagt Ljudmila.

Acht Tonnen Kerosin flossen mittlerweile in die Tanks. Die Triebwerke wurden einer Durchsicht unterzogen. Kommandant Viktor Krawtschenko drängt zum Aufbruch – Zeit ist Geld!



Min Hüsung

Bilder und Standpunkte

Min Hüsung, mein Zuhause – das ist schon etwas Besonderes für mich. Wenn ich von der Arbeit komme, zurück in meine Wohnung im Neubaugebiet Groß-Klein, einem der vielen in Rostock, dann sind jedesmal Wochen verstrichen. Manch neues Haus ist gewachsen, die Karussells sind weitergezogen. Ich bin Seemann, Produktionsmeister auf dem Trawler ROS 403 „Erich Weinert", ständig unterwegs, Fische zu suchen, Fische zu fangen. Eine Arbeit, die so ihre Eigenheiten hat gegenüber der auf dem Festland. Der Zulieferer für die Rohstoffe unserer Produktion ist das Meer. Mit ihm können wir keine Verträge schließen, wo, wann und wie wir zu dem Fisch kommen. Im Gegenteil, es macht uns die Suche und den Fang meist recht schwer. Deshalb ist die effektive Nutzung unserer Technik, also des ganzen Schiffes, besonders wichtig, aber auch kompliziert. Wir fangen nicht nur Fische, wir verarbeiten sie auch bis zu einer gewissen

Foto: Ulrich Burchert

Stufe. Dafür bin ich als Produktionsleiter verantwortlich. Durch ständig wechselnde Bedingungen des Wetters, der Fangplätze, der Fischarten werden wir oft zu neuen, schnellen Entscheidungen gezwungen. Sind die Netze übervoll, müssen fast alle an Deck mit zufassen, und ein Decksmann darf sich auch nicht zu schade sein, einmal unten mit auszuhelfen. Gegenseitige Hilfe ist sowieso erstes Gebot, sowohl auf dem Schiff, als auch auf See überhaupt. Besonders feste Verbindungen haben wir mit den sowjetischen Seeleuten. Wir tauschen Informationen aus über Fischkonzentrationen, Erfahrungen mit speziellen Fangtechniken oder mit neuen Technologien in der Verarbeitung der Fische. Daß wir uns medizinisch helfen ist selbstverständlich, ebenso normal, wenn uns sowjetische Tanker mit Treibstoff versorgen. All das hat nicht nur einen handfesten ökonomischen Nutzen, sondern bringt uns auch menschlich sehr nahe. Erlauben es Wetter und Zeit, besuchen wir uns gegenseitig, plaudern miteinander. Da kommt schon Stimmung auf, werden neben Erlebnissen auch einige Meter Seemannsgarn ausgetauscht. Das bringt Farbe in den harten Alltag mit seinem 12-Stunden-Arbeitsrhythmus rund um die Uhr, auch an Feiertagen. Und zwischendurch? Da sind die Gedanken oft zu Hause, bei Frau und Kindern. Da steht dieses heimatliche Bild vor mir. Auch wenn es in dem alten Lied heißt: Seemanns Braut ist die See, zählt nach 90 oder 100 Tagen auf dem Meer wohl jeder die Stunden, die ihn noch von den Liebsten zu Haus trennen. Für mich ist es immer wieder einer der schönsten Augenblicke, wenn ich in Rostock ankomme, meine drei Kinder, die Frau umarmen kann, wieder festen Boden unter den Füßen spüre. Denn hier bin ick zu Hus.

Erich Radeke
Wachoffizier auf der
ROS 403 „Erich Weinert“

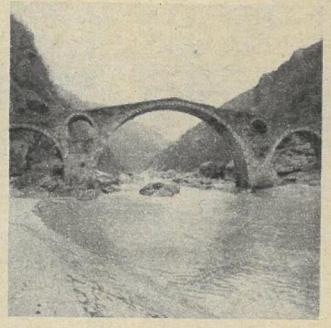
● Zitiert

Es war am Donnerstag der Jenninger-Rede, als in Xanten eine Gruppe von Juden, die aus Nazi-Deutschland geflüchtet und zum ersten Mal in ihre frühere Heimat zurückgekehrt waren, mit den Parolen „Da geht's zur Gaskammer", „Auschwitz war zu klein" und mit Sprüchen gegen Ausländer empfangen wurden. In der Agenturmeldung darüber hieß es, die jüdischen Besucher hätten fassungslos geweint. Von Tränen auf deutscher Seite war nicht die Rede.

Aus „Stern" 47/88

● Kurz berichtet

Die „Teufelsbrücke" (siehe Foto) erstreckt sich über den Fluß Arda in den bulgarischen Rhodopen. Sie ist 56 Meter lang, 3,5 Meter breit, der Mittelbogen 11,20 Meter hoch. Die Namen der Schöpfer dieses einmaligen Bauwerkes sind ebenso unbekannt wie der genaue Zeitpunkt ihrer Entstehung oder die bei ihrer Schaffung verwendeten Baumaterialien.



In Santa Cruz del Norte, 60 Kilometer östlich der kubanischen Hauptstadt Havanna gelegen, entsteht das größte Wärmekraftwerk Kubas mit einer projektierten Leistung von 1300 Megawatt.

Kürzlich von einem internationalen Wissenschaftlerkollektiv durchgeführte Berechnungen zeigen, daß der Schnee und das Eis der Antarktis 95 Prozent allen Eises und Schnees der Erde ausmachen.

Dieser Ersttagsbrief wurde vom Ministerium für Post- und Fernmeldewesen der ČSSR zum 125. Bestehen des Slowakischen Kulturfonds herausgegeben.

Zu zweit wär's am besten

Die Sawitschews sind Zwillingsbrüder. Genauer gesagt, Fußball-Zwillinge von landesweit großer Popularität. Stammspieler bei Torpedo Moskau, ihrer „Traumelf von Geburt an", wie sie sagen. Der eine, Juri, steht bereits in der Nationalmannschaft, schoß im olympischen Finale von Sòul gegen die Brasilianer das siegbringende Tor und trug jüngst im WM-Qualifikationsspiel gegen Österreich erstmals das Trikot der „Sbornaja". Der andere, Nikolai, steht auf der Schwelle dorthin. Er verpaßte das Flugticket nach Sòul um Haaresbreite. Längere Zeit verletzt, arbeitete er sich nur auf den 21. Platz des Olympiakaders vor – „und zwanzig konnten am Ende eben nur fahren..." Daß auch er partout nach „ganz oben" will, dafür hat er eine simple Begründung: „Zwillinge sind am besten zu zweit." Wer es in beider bisher zweiundzwanzigjährigem Erdendasein mit ihnen zu tun bekam, hat sie verwechselt. „In unserer Kindheit ist das sogar Muttern passiert", erinnert sich Nikolai, der an jenem Februar-Dreizehnten anno 1965 eine knappe halbe Stunde eher zur Welt kam als Juri. „Von Anfang an saßen wir in der Schule ein paar Bänke voneinander getrennt, denn zu allem Überfluß auch immer gleich angezogen, waren wir für die Lehrer durchgängig ein rein optisch gesehen schwieriger Fall. Bei ‚Torpedo' dauerte es länger

als ein Jahr, ehe Trainer und Mannschaft wenigstens erahnten, mit wem sie gerade gesprochen hatten. Bis zu den Zuschauer-Tribünen hinauf war das ‚Sawitschew-Durcheinander' immer ein Mordsgaudi." Alles an ihnen stimmt überein: Das Äußere samt Größe und Gewicht, die Interessen, Wünsche und Ansichten, der Geschmack inklusive Frauen. Voriges Jahr heiratete Nikolai. Als Juri die Braut zum ersten Mal sah, faßte er seine „Ansichten" in dem zustimmenden Satz zusammen: „Genau die – hätte ich auch genommen." Neuerdings geht Juri auf Freiersfüßen. Seine Auserwählte erhielt Nikolais „Stimme auf den ersten Blick". Die beiden beteuern, daß sie noch nie gestritten haben, obwohl sie die meiste Zeit ihres bisherigen Lebens immer zusammen gewesen sind und nun auch als Studenten im gleichen Semester und gleichen Seminar sich auf den gleichen Beruf vorbereiten. So kam auch nie Neid auf, wenn der eine mal mehr Tore schoß als der andere und als Nikolai zum ersten Mal das „Torpedo"-Trikot trug und Juri damit noch etwas warten mußte. Es war ja weiß Gott nicht immer so wie bei dem glanzvollen Europacup-Auftritt gegen den VfB Stuttgart, als im Hinspiel jeder von beiden zwei Tore schoß, und sie sich im Rückspiel das 2:0 brüderlich teilten.

Gleichwohl wurde die (Zwillings-)Brüderlichkeit noch nie auf eine so harte Probe gestellt wie in diesem Jahr: Juri (Bild Mitte) zu den Olympischen Spielen, Nikolai zu Hause. Der „Große" schaute am heimischen Fernseher nur zu, wie der „Kleine" dank seines entscheidenden Tores Olympiasieger wurde. Bitterkeit bei Nikolai? „Überhaupt nicht! Als Juri in der 15. Minute der Verlängerung die Brasilianer aus allen Siegesträumen riß, lief es mir kalt den Rücken herunter. Ich fühlte mich ihm in diesem Moment besonders nahe. Er ist ja nicht nur einfach mein Bruder, mein Zwillingsbruder, sondern auch mein Freund, mein bester obendrein."

Und was veränderte sich zu Hause, da doch der eine eine Goldmedaille mitbrachte, ganz sicher Verdienter Meister des Sports wird und vielleicht sogar noch einen Orden bekommt? „Alles ist so wie immer", versichert Nikolai. „Juri kam ins Elternhaus zurück, so wie er weggefahren war. Keine Heldenpose, nichts. Und für unsere Mutter war sowieso nur wichtig, daß er nach so langer Zeit gesund und munter wieder nach Hause gekommen war..." Und als plötzlich „Torpedo"-Chef Juri Solotow vor den beiden stand, Juri freudestrahlend ins Gesicht schaute und ihm sagte, er solle sich in Kiew bei der A-Nationalmannschaft melden, war Nikolai stolz auf den ersten Auftritt seines Bruders bei den „Großen".

Und im stillen wird er daran gedacht haben, daß eines Tages bestimmt einmal der große Traum Wirklichkeit wird: Beide Sawitschews in der sowjetischen A-Auswahl. „Das wird ein Ding!" Vielleicht ist's schon beim WM-Qualifikationsspiel DDR–UdSSR im nächsten Jahr soweit...

Adi Kodym (Text)
Dmitri Asarow (Fotos)

Wandel im Handel

Auskünfte für FREIE WELT gab Alfred Alisch, Direktor für Außenwirtschaft des Kombinates VEB Elektronische Bauelemente Teltow.

Im Sortiment des Betriebes überwiegen eher kleine Produkte...

Klein, aber oho, möchte ich sagen. Immerhin verstehen wir uns als Teil der Mikroelektronik-Industrie der DDR. Hauptsächlich sind Kondensatoren, Kontaktbauelemente, Filter, Widerstände, Tasten und Schalter im Angebot. Es liegt in der Natur der Sache, daß auch die von Jahr zu Jahr abmagern.

Fachleute sprechen in diesem Zusammenhang von „passiven Bauelementen". Aber sie sind doch wohl Ergebnis aktiver schöpferischer Arbeit?

Natürlich. Drei Nationalpreise für Wissenschaft und Technik in den letzten vier Jahren für Forscher des Kombinates belegen das. Auch die Ergebnisse in der Planerfüllung 1988 können sich sehen lassen. Der anteilige Export in die UdSSR zum Beispiel wurde per September deutlich überboten.

Also alles andere als passiv im Handel mit der Sowjetunion?

So ist es. Seit Jahren verbinden uns enge Kontakte zu Partnern zwischen Nordmeer und Kaukasus, seit 1984 auch ein Regierungsabkommen zur Zusammenarbeit bei Entwicklung, Produktion und gegenseitiger Lieferung von passiven elektronischen Bauelementen. Arbeitsteilig fließen Erkenntnisse beider Länder vor allem in neue Kondensatoren großer Ladungsdichte auf kleinstem Raum, Kontaktbauelemente und Chipwiderstände ein.

Welche Erzeugnisse sind beim Partner besonders gefragt?

Eine kleine Auswahl soll hier das Spektrum andeuten: Es reicht von Zündentstörsteckern für Mopeds und Motorräder über Elektrolytkondensatoren für Fernseher und Radios bis zu Motorbetriebskondensatoren für Waschmaschinen und Geschirrspülautomaten. Um jedoch einem Trugschluß vorzubeugen: Alles, was im Sowjetland von unseren Produkten gefragt ist, können wir nicht liefern. Das würde unsere Kräfte übersteigen.

Sind diese Beziehungen eine Einbahnstraße?

Natürlich nicht. Zwar werden in Teltow jedes Jahr über 700 Millionen Widerstände gefertigt, doch kommen allein 1988 rund 120 Millionen Stück dieses gebräuchlichsten passiven Bauelements aus der UdSSR dazu. Darüber hinaus liefert uns das Bruderland Steckverbinder für die Starkstromtechnik, für Robotersteuerungen und Radio-Kopfhörer. Eine Vielzahl spezieller Kondensatoren aus der Sowjetunion wird zum Beispiel in Sendeanlagen der Deutschen Post und bei Stromabnehmern von Elektroloks eingesetzt.

Wie klappt der Austausch von Know-how?

Er hat seit 1985 mit dem Verkauf einer Lizenz für unsere Sputter-Technologie (ein hocheffektives Verfahren zur Metallbeschichtung) eine neue Qualität erreicht und wird weiter ausgebaut, so auch bei Kontaktbauelementen. Die UdSSR stellte uns Ingenieurwissen der Widerstandsmeßtechnik zur Verfügung. Derzeit werden Direktbeziehungen zu einer Produktionsvereinigung in Krasnodar vorbereitet. Da läßt sich manches auch auf dem Gebiet des „Gewußt wie" noch schneller als bisher zum beiderseitigen Nutzen regeln.

Welche neuen Ansprüche ergeben sich gegenwärtig für den Handel mit der UdSSR?

Wir sind im Handel eigentlich oft in Phasen des Umbruchs. Traditionelle Erzeugnisse werden durch neue abgelöst – das bringt schon der wissenschaftlich-technische Fortschritt mit sich. Überdies zeichnet sich ab, daß künftig nicht nur das Ministerium für Elektronische Industrie der UdSSR unser Partner sein wird, sondern wir auch unmittelbar mit Produktionsvereinigungen kooperieren. Darauf müssen wir uns vor allem mit solider eigener Leistung einstellen.

Interview: Detlef Pohl

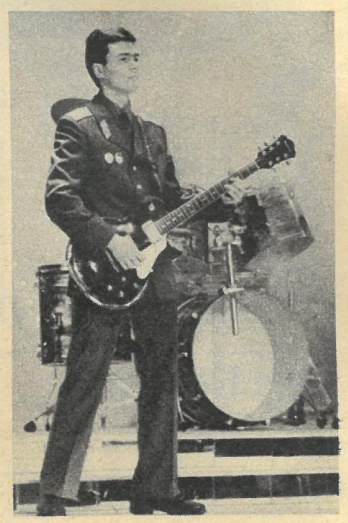
Kinder im Abseits

Über 1,3 Millionen Kinder in der BRD haben arbeitslose Eltern, lautet die nüchterne Statistik. Die Illustrierte „Quick" griff einige Schicksale heraus. Der Kfz-Elektriker Klaus-Peter Schwentke ist seit fünf Jahren arbeitslos. Stephan, der älteste der vier Kinder, spielt gern Fußball, doch kann er das Geld für den Verein und für die Ausgaben, die insbesondere bei Auswärtsspielen anfallen, nicht mehr zahlen. Der Vater: „Wir reden ganz offen über die Probleme, die aus meiner Arbeitslosigkeit entstehen. Das lindert zwar nicht die Not, aber ist gut für die Psyche der Kinder." Wir wissen nicht, worüber der Vater mit den Kindern redet, doch offenbar tut er etwas, wozu die meisten arbeitslosen Eltern nicht mehr in der Lage sind. „Quick" nennt Beispiele, da Kinder die Schicksale ihrer Eltern verschweigen, um in der Schule und beim Spiel als gleichberechtigt zu gelten. Sie leben mit der Lüge. Über die Folgerungen jedoch spricht die „Quick" nicht. Ein internationales Kolloquium zum Thema „Gesundheit und Arbeit" stellte fest: Kinder von Arbeitslosen unterliegen in der Regel psychosomatischen Störungen und sind häufiger und länger krank als ihre in gesicherter Existenz aufwachsenden Altersgefährten. Die Kinder leiden an Entwicklungsstörungen und schulischer Leistungsschwäche. Sie verinnerlichen sehr schnell die Ängstlichkeit und das schwindende Selbstwertgefühl der Eltern, was jedoch keineswegs in Solidarität mit deren Schicksal umschlägt. Die ständige Notsituation führt oftmals zu Aggressionen gegen die Eltern und die Umwelt und hemmt den Lernprozeß, die sozialen Hintergründe zu durchschauen. Arbeitslosigkeit bedeutet nicht nur Mangel an lebensnotwendigen Mitteln, sondern auch Ausgrenzung aus jenem gesellschaftlichen Bereich, der wie kein anderer den Menschen prägt und ihm Würde verleiht. Werden Kinder in diesen Prozeß der Ausgrenzung und des Selbstwertverlustes hineingestellt, können sie leicht zum Opfer der kriminellen und der Rauschgiftszene werden. Besorgte Pädagogen und Sozialwissenschaftler fordern immer wieder, die Arbeitslosigkeit mit all ihren sozialen und psychosomatischen Folgen in den Familien als ein gesellschaftliches Drama zu begreifen, das nach schnellster Veränderung geradezu schreit.

Hans Bergmann

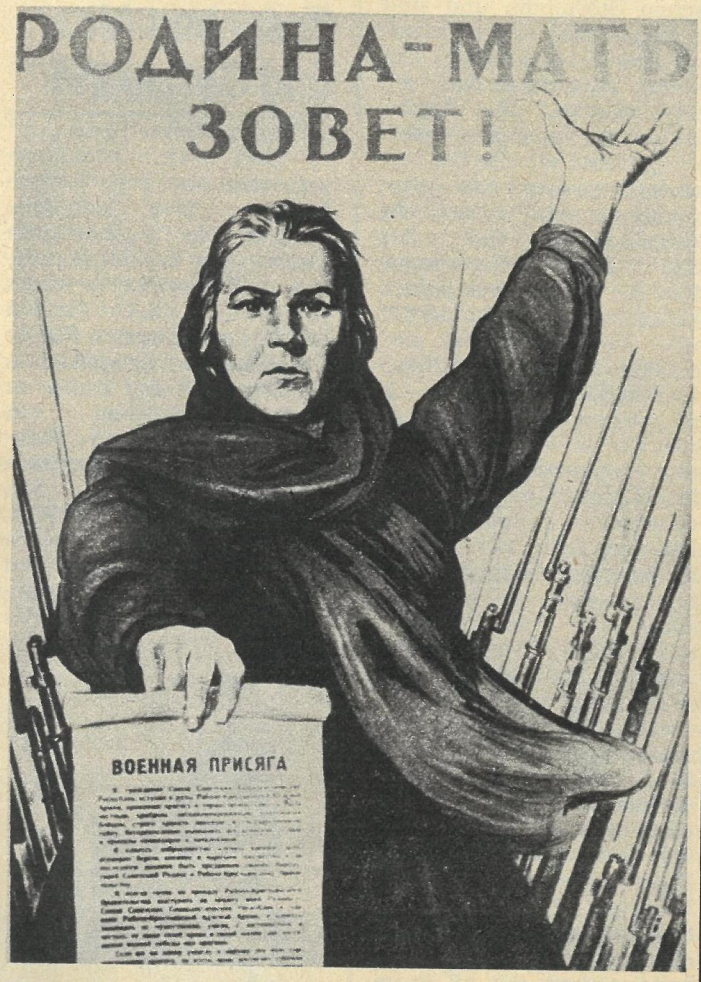
Zwischen Alex und Ostankino

„Wenn die Soldaten singen" – dann auch einmal gemeinsam mit den Waffenbrüdern. Das jedenfalls meinten die Organisatoren eines in der UdSSR populären Fernsehwettbewerbs und wählten als Ort für den Auftakt zur jüngsten Runde das Haus der Sowjetischen Wissenschaft und Kultur in Berlin. Umgeben von Scheinwerfern und Fernsehkameras bestritten Volkskünstler aus den Streitkräften der UdSSR, der DDR, Ungarns, Polens und der ČSSR in Saal und Foyer eine bunte Soldatenliedparade. So reichte das



Spektrum vom bewegenden Soldatenschicksal, wie es die Gruppe „Kaskad" der Sowjetarmee besang, über das vom NVA-Singeklub „Thomas Müntzer" vorgetragene „Frühlingslied" von Weber bis hin zu Country- und Dixielandklängen temperamentvoller ungarischer Musikanten in Uniform. Während für die Gäste dieses UdSSR-Fernsehfestivals der Beifall Gradmesser des Erfolges war, unterlagen die Sowjetarmisten strenger Punktwertung der Juroren, zu denen auch die Fliegerkosmonauten Sigmund Jähn und Valeri Bykowski gehörten. Doch auch die über 600 Zuschauer stimmten mit. Den endgültigen Sieger aber wird das sowjetische Fernsehpublikum küren, nachdem die Aufzeichnung zwischen Brest und Wladiwostok ausgestrahlt wurde. Mit dem eigens für die Berliner Veranstaltung geschriebenen Titel „Alter Alex und Ostankino" erwiesen die Mitwirkenden ihre Reverenz an die Gastgeberstadt. „Unsere Freundschaft ist auch ein Stück Völkerverständigung", sagte Alexander Nowikow, Gründer der sowjetischen Gruppe „Ruhm des Vaterlandes".

Ekkehard Beisker



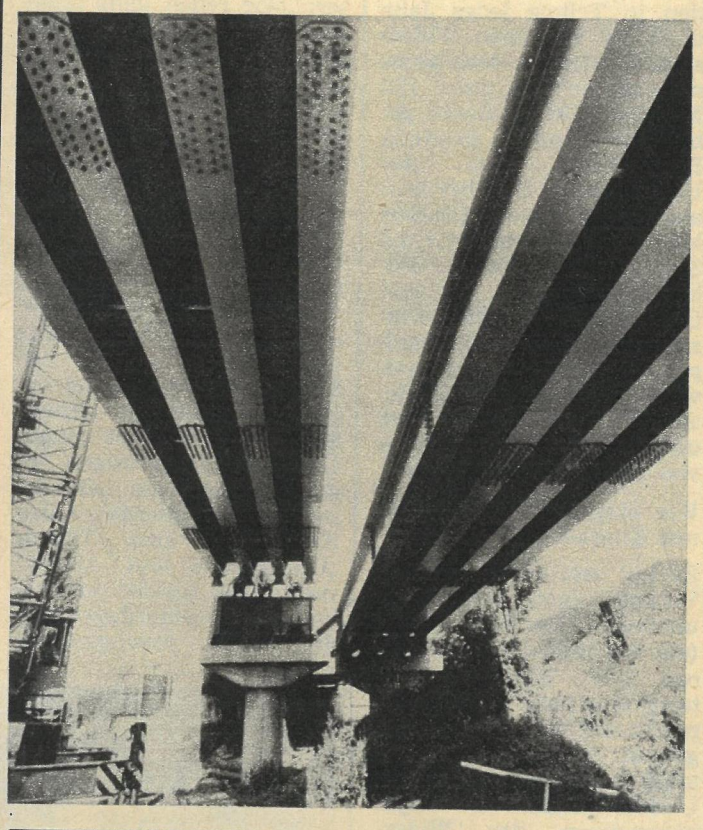
Das Gesicht der Mutter

Dieses Plakat ist wohl eines der bekanntesten in der sowjetischen Geschichte: „Mutter Heimat ruft". Es erschien in den ersten Tagen des Großen Vaterländischen Krieges, kaum eine Woche nach dem faschistischen Überfall auf die Sowjetunion. Es rief auf, die sozialistische Heimat mit der Waffe in der Hand gegen den Feind zu verteidigen; es ermutigte Millionen von Sowjetbürgern, gab ihnen Optimismus, den opferreichen Kampf gegen den Faschismus siegreich zu beenden. Geschaffen wurde dieses aufrüttelnde Plakat vom georgischen Maler Irakli Toidse. Kaum bekannt war bislang allerdings, daß dessen Frau Tamara Fjodorowna dafür Inspiration und Modell zugleich war: „Als ich aus dem Radio die Kriegserklärung hörte, war mir zuerst, als stürze alles ein, Angst um meine Kinder packte mich. Ich rannte in die Werkstatt und schrie: ‚Krieg!' Irakli blickte auf und sagte: ‚Bleib' so und rühr' dich nicht!' Am Morgen war das Plakat fertig." Ob sie sich später, als das Plakat längst sein eigenes Leben zu leben begann, noch mit der dargestellten Frau verbunden fühlte? Tamara Fjodorowna sagt: „Ja. Weil es von unserem Leid und unserem Siegeswillen getragen war." Wer ist sie, die Frau, deren Gestalt mit dem Plakat und seiner künstlerischen Aussage so eng verschmolzen ist? Geboren in Leningrad, der Vater Dozent an der Akademie der Künste. Auch sie studierte Malerei, wurde Berufskünstler. Doch die Begegnung mit dem künftigen Mann änderte alle Pläne fürs Leben, sie wurde Ehefrau und Mutter zweier Kinder, wurde die rechte Hand von Irakli Toidse, der vor drei Jahren starb.

Natalja Kraminowa

Hilfs-Fracht

Zu einer „Fahrt der Solidarität" verabschiedeten Leningrader Kinder die MS „Nowowjatsk", nachdem sie der Besatzung Spielzeug, Bücher und Stifte für die Kinder Nikaraguas übergeben hatten. Dazu kamen Medikamente und Kleidung, die nach dem Wirbelsturm Joan dringend benötigt werden und die die Gesellschaft des Sowjetischen Roten Kreuzes und des Roten Halbmonds unverzüglich zur Verfügung stellte.



Schnell-Bahn

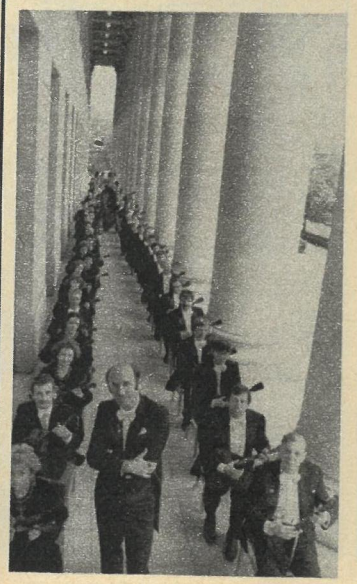
Eine Straßenbahnstrecke für hohe Geschwindigkeit geht in der Innenstadt von Poznań (VR Polen) ihrer Fertigstellung entgegen. Für diese Überführung hier werden 35 Meter lange und 60 Tonnen schwere Montageteile in Position gebracht.

„Lux"-Mantel

Unabhängig von der Jahreszeit beschäftigen sich die Modemacher der Vereinigung „Sima" (Winter) in Kasan mit – Winterbekleidung. Im Modehaus „Lux", das auf das Nähen von Pelz- und Ledersachen spezialisiert ist, kann man Damenpelzmäntel, Jacken, Herrenpelze und Schapkas bestellen. Erfahrene Designer, Künstler und Kürschner beraten die Kunden bei der Auswahl von Fell und Stil.

Musik-Jubilar

Bald 70 Jahre besteht das Russische Volksorchester „Ossipow", das nach einem seiner berühmtesten Dirigenten benannt ist. Das Programm '88 des Ensembles enthielt u. a. eine Gastspielreise mit über 30 Konzerten in verschiedenen Städten der USA.



Wind-Licht

Ein neues Sturmwarnsystem wurde während der letzten Saison am Balaton eingeführt. Es besteht aus 24 blinkenden Warnleuchten, die mit lichtstarken Natriumdampflampen bestückt sind. Sie wurden rings um den See installiert und ersetzen die alten Raketensignale und Korbbälle wirkungsvoll.

Ein Sonntag in Buda

24. November 1918 in der Wohnung des Ingenieurs Jozsef Kelen in Budapest, in der Varosmajor Utca auf Budaer Seite. An jenem Sonntagnachmittag vor 70 Jahren versammelten sich hier rund 40 Revolutionäre, gründeten die Partei der Ungarischen Kommunisten (KMP). Erster Vorsitzender wurde Béla Kun, enger Kampfgefährte Lenins und Streiter gegen Reformismus und Opportunismus in der Sozialdemokratie. Die Partei vereinte die drei fortschrittlichen Gruppierungen der ungarischen Arbeiterbewegung jener Zeit. An der Spitze standen aus Sowjetrußland zurückgekehrte Kriegsgefangene, die schon im März 1918 die ungarische Gruppe der Kommunistischen Partei Rußlands geschaffen hatten. Sie verfügten über ein konkretes Programm, theoretische Kenntnisse und die praktischen Kampferfahrungen der Oktoberrevolution. Dazu kamen linke Sozialdemokraten und die Gruppe „Revolutionäre Sozialisten". Kun, auch ehemaliger Kriegsgefangener, wollte die Partei auf eine möglichst breite gesellschaftliche Basis stellen. „Ich sprach täglich mit 20 bis 30 Menschen, bemühte mich um jeden einzelnen... Es waren herrliche Tage, nur der Gedanke an die Notwendigkeit der Parteigründung wollte nicht recht in ihre Köpfe." Die Teilnehmer der Konstituierenden Versammlung am 24. November nahmen den Gründungsbeschluß jedoch ohne Gegenstimme an. Nur ein Teilnehmer enthielt sich der Stimme – es war die Ehefrau von Béla Kun. Auf die Frage ihres Mannes, ob sie denn nicht mit ihm zusammenarbeiten wolle, meinte sie: Doch. Aber nicht als deine Frau, nur als Kommunist. Dieses Recht wolle sie sich selbst erwerben. Sie ist dann 1928 in die Partei eingetreten. Mit Beginn des Jahres 1919 entwickelte sich die KMP praktisch zur führenden politischen Kraft des Landes. Das zwang die Sozialdemokraten, ein Bündnis mit den Kommunisten bei der Machtübernahme einzugehen. Am 21. März 1919 proklamierte Béla Kun die Ungarische Räterepublik, die im August von der aus- und inländischen Konterrevolution zerschlagen wurde. Das bedeutete für die Mitglieder der Kommunistischen Partei viele Jahre Illegalität und Verfolgung.

Bernd Runge

Von Taurien nach Vaduz

Es ist eine Persönlichkeit unserer Tage, durch die beide Motive verbunden sind: das Porträt des russischen Generals Alexander W. Suworow und die Gruppe kostbarer Urwildpferde im Hinterland der Krim... Der in Liechtenstein ansässige Baron von Falz-Fein besorgte die Herausgabe der Sondermarke, die an Suworows berühmten Winterfeldzug über den St. Gotthard-Paß erinnert (1799, zweiter Koalitionskrieg gegen Frankreich). In den vergangenen Jahrzehnten bemühte sich Falz-Fein besonders um den Erwerb von Kunstgegenständen, die aus sowjetischem Besitz ins Ausland gelangt waren; manches wertvolle Stück kehrte so als sein Geschenk in die UdSSR zurück. Auf Einladung des Kulturfonds der Sowjetunion besuchte der Baron zu seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag das einstige Besitztum seiner Vorfahren – die Weidewirtschaft Askania Nowa am unteren Dnepr im alten Gouvernement Taurien. Dem heutigen Institut für Akklimatisation und Tierzucht überreichte Falz-Fein eine historische Kupferbüste seines Onkels Friedrich, der um 1890 die Tradition der Akklimatisierung von Steppentieren – wie Antilopen, Büffel, Zebras, Wildesel und Straußenvögel – auf Askania Nowa begründete. Der studierte Zoologe arbeitete eng mit Geheimrat Heck, dem Direktor des damaligen Berliner Zoos, zusammen. Ein bleibendes Verdienst erwarb sich Friedrich von Falz-Fein durch die Erhaltungszucht der letzten Urwildpferde. Das von sozialistischen Ländern gemeinsam entwickelte Projekt zur Rücksiedlung des Przewalskipferdes nach der Mongolei beruht zum wesentlichen Teil auf den nahezu reinrassig überlieferten Blutlinien Askanias. Von den heutigen Bewohnern seines Geburtsortes Gawrilowka wurde der Erbe des bekannten Namens mit Brot und Salz begrüßt. Ein steinaltes Mütterchen konnte sich noch an ihn erinnern, als kleinen Jungen in einer Matrosenbluse. Vor der Fernsehkamera erzählte der Gast – früher auch Spitzensportler im Bob und auf dem Rennrad – aus der Familiengeschichte. Allgemeine Heiterkeit, als eine junge Reporterin ihn „Genosse Baron" nannte. Ein Scherz, der in den Zeitungen die Runde machte.

Herbert Scheifler

● Gut gesagt

Ich bin überzeugt, daß die Menschheit eine große Vergangenheit und eine große Zukunft hat. Wir müssen uns das Gefühl für die Zeit und die Entwicklung der menschlichen Gemeinschaft bewahren.

Dr. Miroslav Verner, Historiker, ČSSR

● Am Rande

In den vergangenen zwei Jahren sind in dem 48 000 Einwohner zählenden Städtchen Trenčin (ČSSR) mehr als 100 Zwillingspärchen geboren worden. Auch in diesem Jahr zählte man schon rund 40 Zwillingsgeburten. – Doppelt hält besser!

● Persönliches

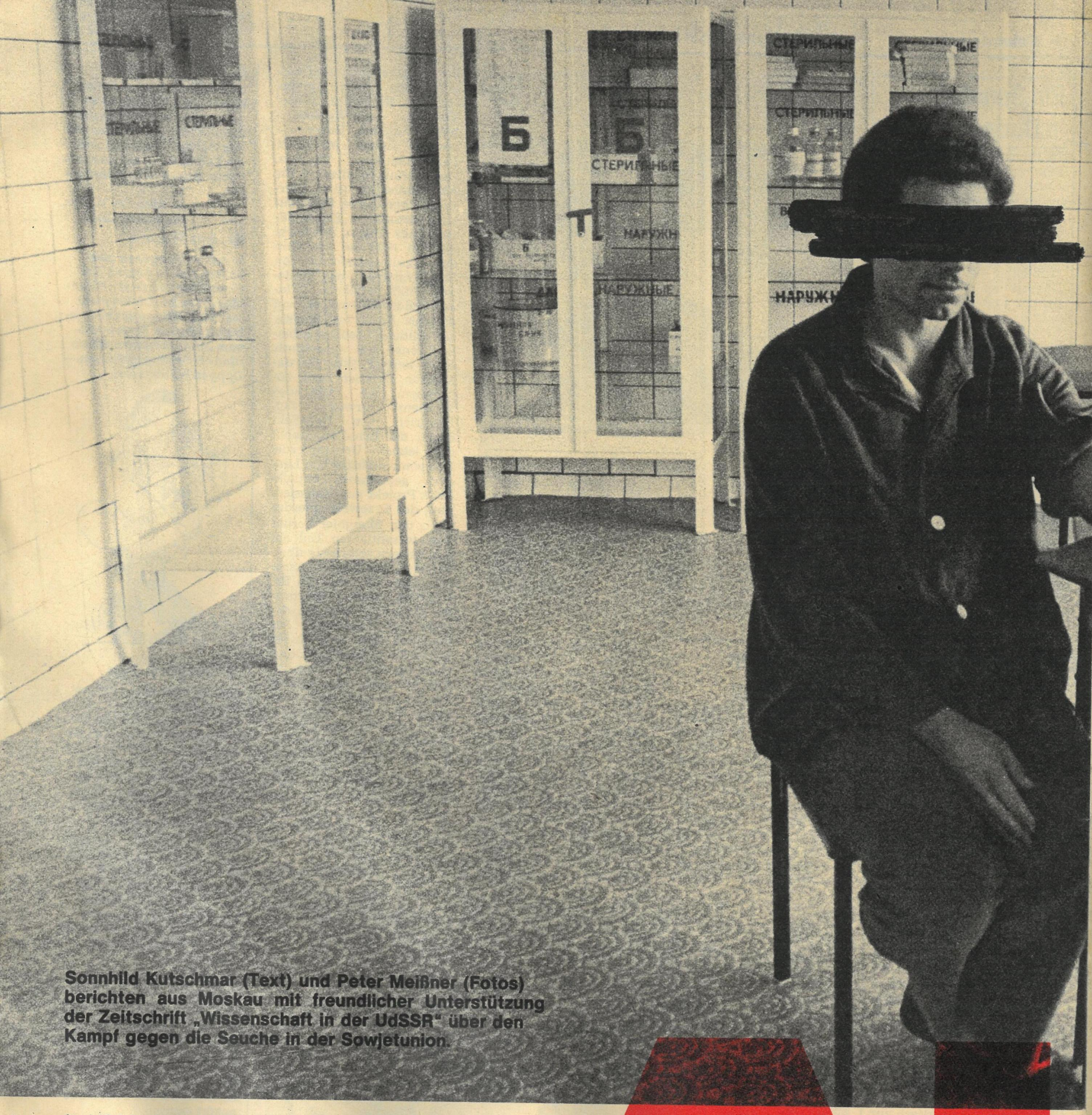
Mit einer Schlange unterm Hemd unternahm der Zoologe SERGEJ KLISCHKOW die lange Reise von Kaliningrad bis nach Omsk, um seinen Pflegling, eine anderthalb Meter lange und sehr empfindliche Python, beim Umzug vor den Temperaturschwankungen zu schützen.

Einer der vielseitigsten Dichter und Schriftsteller Bulgariens ist RADOJ RALIN. Seine Gedichte, Erzählungen, Essays, Feuilletons, Epigramme, Satiren und Filmszenarien wurden bisher in 17 Sprachen der Erde übersetzt.

DENISA WAGNEROVA aus Prag ist eine in ihrem Land sehr beliebte Buchillustratorin. Dank ihrer einfühlsamen poetischen Zeichnungen – für die sie monatelange Studien trieb – sind kürzlich die „Eskimo-Märchen" zum schönsten Buch des Jahres gekürt worden.

Der Wissenschaftler WLADIMIR ROBONEN aus Petrosawodsk ist einer der ersten, dem es gelang, Hunden die Suche nach Bodenschätzen anzuerziehen. Mit Hilfe seiner Vierbeiner entdeckte er im Norden der Sowjetunion bereits mehrere Buntmetallvorkommen.

Redaktion: Gabriela Wehrmann; Fotos: Alisch/privat, Repros (3), D. Steinberg, TASS, Archiv, TASS/Blochin, ZB/CAF, TASS/Medwedjew, ZB/MTI, TASS/Morkowkin, H. Scheifler; Vignette: D. Schüler.



Sonnhild Kutschmar (Text) und Peter Meißner (Fotos) berichten aus Moskau mit freundlicher Unterstützung der Zeitschrift „Wissenschaft in der UdSSR" über den Kampf gegen die Seuche in der Sowjetunion.

AI

In 142 Ländern der Erde erkrankten fast 125 000 Menschen an Aids. Vom Virus infiziert und von der verhängnisvollen Immunschwäche bedroht, könnten es schon 1991 einhundert Millionen sein. So die Prognose der Weltgesundheitsorganisation. Professor Jewgeni Tschasow, weltbekannter Kardiologe, Minister für Gesundheitswesen der UdSSR, nannte die weltumspannende Krankheit Aids eines der aktuellsten globalen Probleme der Gegenwart.

DS

„Ich gehöre zu einer Risikogruppe“, sagt der siebenunddreißigjährige Nikolai Dmitrijewitsch N., Arbeiter in einer kleinen Stadt bei Moskau (Foto). „Infiziert habe ich mich wahrscheinlich im Oktober 1987. Seit Juni 1988 weiß ich, daß ich den Virus in mir trage. Ich war hier im 2. Moskauer Infektionskrankenhaus zum anonymen Aidstest. Doch ich wollte die schreckliche Nachricht nicht glauben und ließ mich in meiner Heimatstadt noch einmal untersuchen.

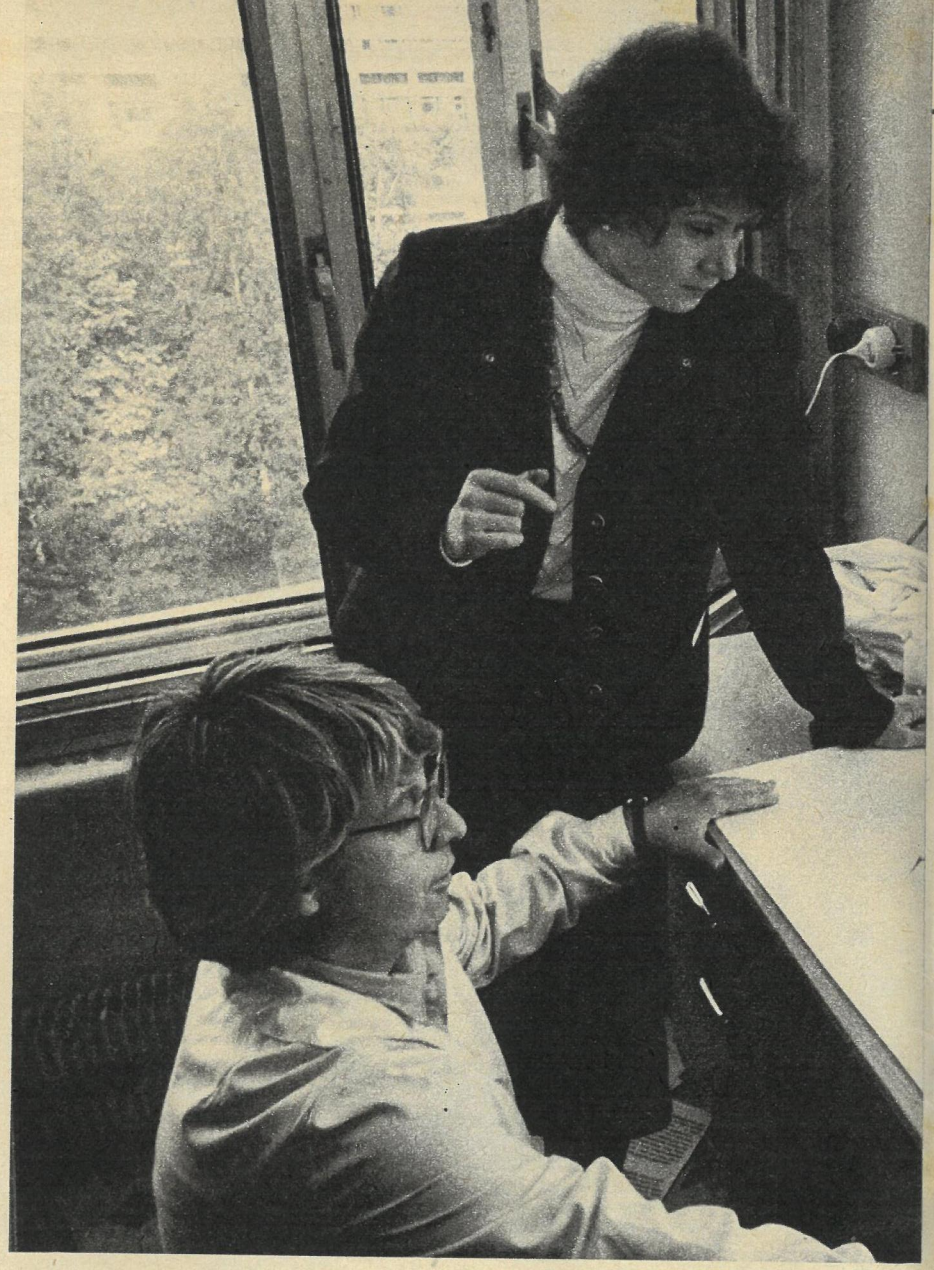
„Trotz der Schweigepflicht sickerte es durch. Heute weiß praktisch jeder in meiner Stadt, was mit mir los ist.“ Nikolai bemüht sich um Fassung, während er erzählt. Das Sprechen fällt ihm schwer. „Meine Freunde sind zurückhaltend geworden, es fehlt die Herzlichkeit. Hier fühle ich mich gut und schiebe den Gedanken, daß der Virus aktiv werden könnte, weit von mir. In meine Stadt möchte ich auf keinen Fall zurückkehren.“ Nikolai hofft, daß die Ärzte ihm helfen, in Moskau zu bleiben. Er weiß, daß sein weiteres Dasein kompliziert sein wird, aber: „Ich muß halt damit leben!“

Aids hat um die Sowjetunion keinen Bogen gemacht. Ausländische Touristen, dienstreisende Sowjetbürger, Studenten aus fremden Ländern brachten die Krankheit hierher. „Traten die ersten Aidsfälle in den USA 1981 auf, so kam die Krankheit hier mit fünf Jahren Verspätung an“, berichtet uns Dr. Wadim Pokrowski, Leiter der zentralen Aids-Abteilung des Instituts für Epidemiologie, das im 2. Moskauer Infektionskrankenhaus im Perwomaisker Bezirk beheimatet ist. In seinem Krankenhaus werden der zur Zeit einzige Aidskranke, der in der Sowjetunion registriert ist, und vom Virus infizierte Personen betreut. Achtzig gibt es davon in der UdSSR. Bisher verstarben eine Frau und ein Baby an Aids. Nicht gerechnet in dieser Statistik sind die Ausländer, die nunmehr – so will es das Gesetz – nach festgestellter Ansteckung das Land verlassen müssen. Bei Einreisen zu längerem Aufenthalt haben sie einen Aidstest vorzuweisen. Am 2. Moskauer Infektionskrankenhaus werden auch die anonymen Aidsteste für Sowjetbürger durchgeführt. Die Anonymität des Patienten bleibt gewahrt, weil er nur unter einer Nummer registriert wird.

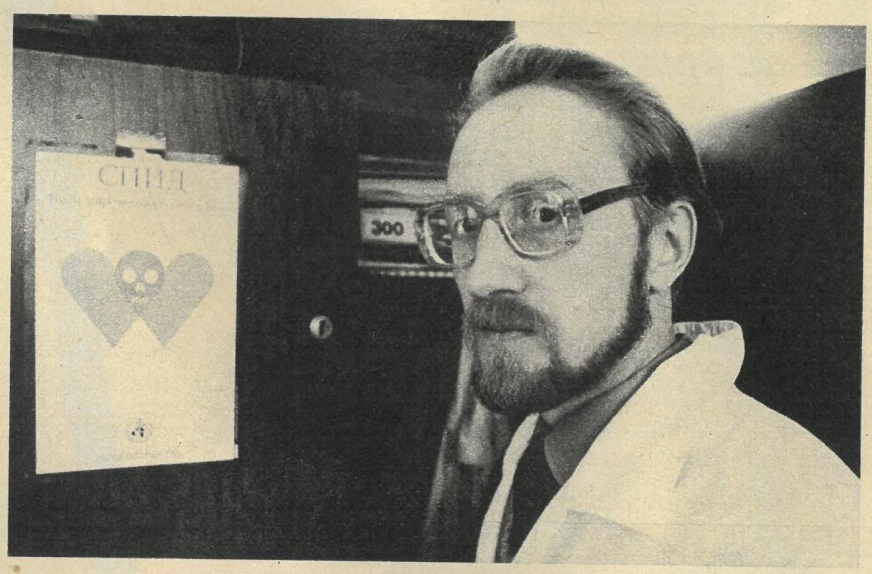
Gegen Vorurteile und Moralpredigten

„Bei uns infizierten sich siebzig Prozent bei sexuellen Kontakten mit Ausländern und bei Bluttransfusionen“, sagt Dr. Pokrowski. Um den Ansteckungsweg über die Blutübertragungen so schnell wie möglich zu stoppen, hat das sowjetische Gesundheitswesen in den letzten zwei Jahren große Anstrengungen unternommen. Im ganzen Land entstand ein Netz von Labors, bisher 380 von 1000 geplanten, in denen die Blutspender mit Hilfe von Diagnosesystemen (über die noch zu sprechen sein wird) auf Antikörper gegen das Aidsvirus untersucht werden. Diese Antikörper, die sich leichter finden lassen als das Virus, sind das sicherste Anzeichen für eine Infektion. Unter den drei Millionen Spendern, die man überprüfte, sind ganze sechs Infizierte gefunden worden. Bis heute wurden 97 Prozent der Blutkonserven untersucht, die restlichen drei Prozent lagern im hohen Norden, wo Aids noch keine Gefahr darstellt.

Ein Plakat fällt uns in Dr. Pokrowskis Krankenhaus an fast allen Wänden auf. Zwei rote Herzen und ein Totenkopf mit dem Wort „spid“, wie Aids auf russisch bezeichnet wird. Aufklärung allerorten also? Der Arzt wiegt nachdenklich den Kopf. „Weltweit gibt es dafür noch keine fertigen Lösungen, sondern nur mehr oder weniger bewährte Erfahrungen“, sagt er. „Ich hoffe, daß wir von anderen Ländern lernen können. Bisher sehe ich kaum wirkungsvolle Wege, die riskanten sexuellen Kontakte einzuschränken, also häufig wechselnde Partnerschaft und bestimmte sexuelle Techniken. Es gibt immer welche, die bei Rot über die Kreuzung gehen.“ Dr. Pokrowski weist auf Probleme hin, die noch einer effektiven Prophylaxe entgegenstehen. So sei es schwer, die sogenannten leichten Mädchen festzustellen und unter Kontrolle zu nehmen. Homosexuelle können noch strafrechtlich verfolgt werden, was viele abhält, sich rechtzeitig dem Arzt anzuvertrauen. In der Bevölkerung – und das hält Dr. Pokrowski für besonders bedenklich – gibt es Tendenzen, ein Gleichheitszeichen zwischen homosexuell und kriminell zu setzen. Soziale Isolierung, Aggressivität gegenüber solchen Menschen könnten die Folge sein. Um solchen Emotionen entgegenzutreten, setzen sich der Arzt und seine Mitarbeiter dafür ein, die Strafverfolgung für diesen Personenkreis aufzuheben.



Bekannt ist das Gesicht Dr. Wadim Pokrowskis vielen Fernsehzuschauern in der Sowjetunion. Er hält Vorträge über Aids.

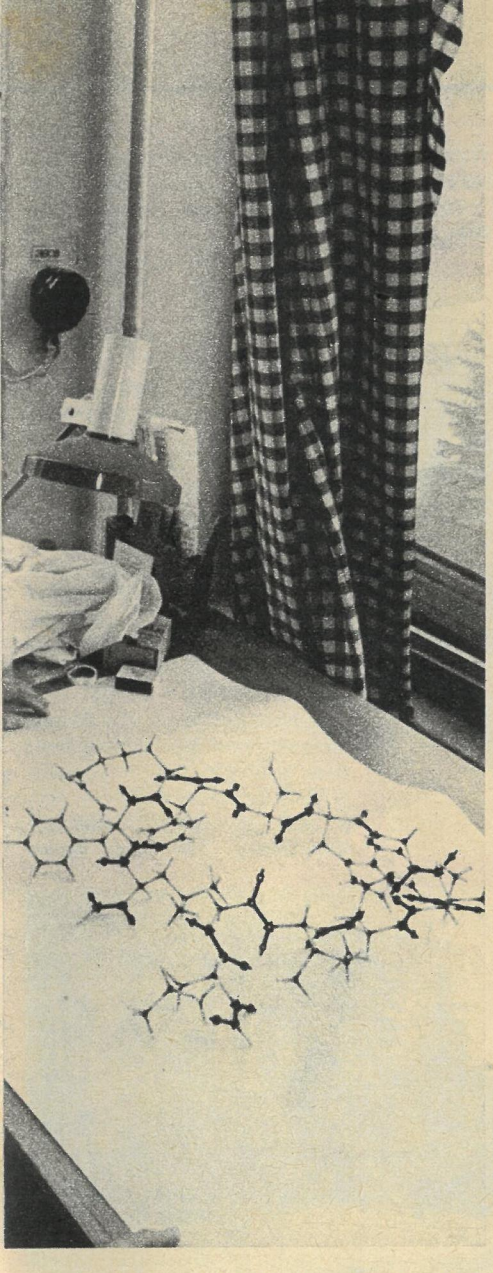


Diese Meinung vertritt er keineswegs nur vor ausländischen Journalisten. Unsere sowjetischen Begleiter erzählen, daß das Gesicht Pokrowskis oft schon über die Fernsehschirme flimmerte, wenn es um offene Aufklärung über Ansteckungswege und Vorbeugungsmaßnahmen ging. Er kämpft gegen überholte Moralvorstellungen und Klischees. Verbote und Moralpredigten hält er für wirkungslos, denn niemand lasse sich gern in seine Intimsphäre hereinreden.

Was bleibt? „Sachargumente, die zum selbständigen Denken anregen, aber das ist schwer, weil jeder meint, das Aidsproblem gehe ihn nichts an.“ Er führt uns an die Tür zu einem Doppelzimmer, macht es einen Spalt auf. Ein frisch bezogenes Krankenbett für Erwachsene und ein Babybett hinter der Tür. In der Mitte des einen Raumes eine Quarzlampe, um die Keime im Krankenraum zu vermindern. Ab morgen werden in diesem Zimmer eine vom Virus infizierte Mutter und ihr Kind liegen. Ob es gesund geboren wird? Keiner weiß es, denn die Wöchnerin ist noch im Kreißsaal. Aber alles wurde vorbereitet, um die Gesundheit der Mutter und des Kindes zu schützen…

Auslöser für die Infektion der jungen Frau war letztendlich der bisher einzige Aidskranke. Er, ein Dolmetscher, wurde in Afrika angesteckt. Nach seiner Rückkehr hatte er Kontakt mit 22 männlichen Partnern. Drei davon wurden infiziert. Einer steckte seine Frau und über sie sein Baby an, ein anderer die Frau aus dem Kreißsaal. Diese heiratete einen Mann, der um das Risiko wußte. Nun kommt das Kind. Die Möglichkeit einer Infektion liegt zwischen 25 und 50 Prozent. Obwohl Dr. Pokrowski dem Paar das Risiko eindringlich schilderte, ließ es sich nicht von seinem Kinderwunsch abbringen.

Bei Infizierten kann das Virus im Körper zunächst verborgen bleiben. Aids kann vielleicht auch erst nach längerer Zeit oder überhaupt nicht zum Ausbruch kommen. Das ist besonders gefährlich für die Umwelt, denn die Betroffenen sind nach heutigen Erkenntnissen lebenslänglich ansteckend, und wenn sie es nicht wissen, können sie ihr Verhalten danach nicht einrichten. Zwar können die Angesteckten und auch die Kranken weiter ihr normales Leben leben, sagt Dr. Pokrowski, in ihrer Familie sein, sie müssen sich aber verpflichten, das Virus nicht weiter zu verbreiten. Das untersagt ihnen ein Regierungsbeschluß vom 25. August 1987. Bei Zuwiderhandlung müßten sie mit einer Strafe von acht Jahren Gefängnis rechnen.

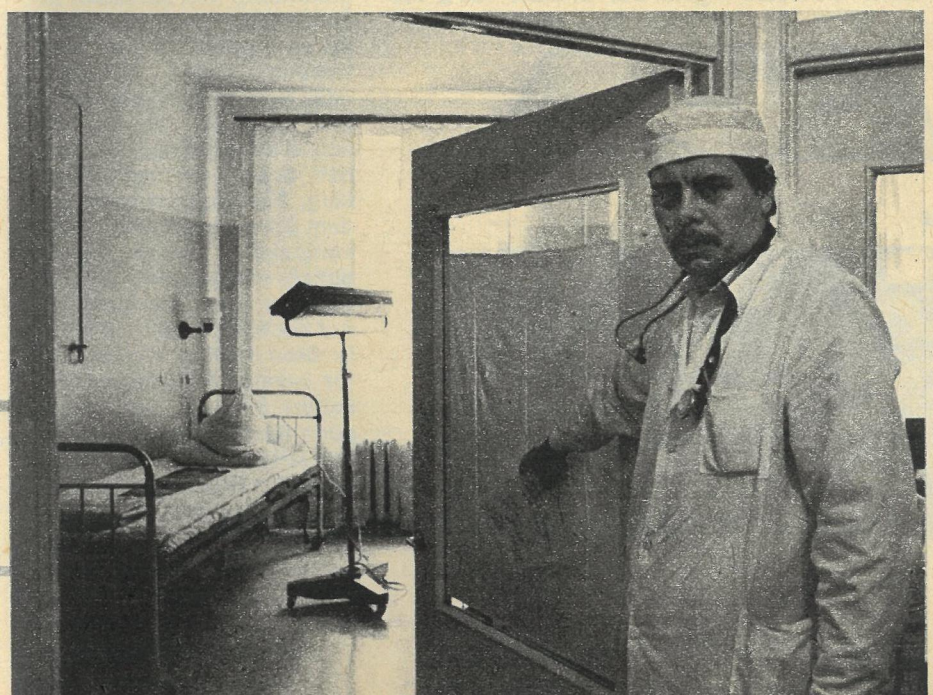


Im Labor von Dr. Larissa Fonina wird an der Wirkung synthetischer Peptide zur Diagnose von Aids gearbeitet. Ein Modell zeigt den Aufbau dieser komplizierten Eiweißkörper.

Wie in vielen Ländern wird auch im 2. Infektionskrankenhaus in Moskau dem Aidskranken das bisher einzige Gegenmittel Azidothymidin (AZT) verabreicht. Es blokkiert die Virusvermehrung, wurde Mitte der 60er Jahre entdeckt und aus der Milch von Edelfischen gewonnen. Das Präparat verzögert zwar die Entwicklung der Viren, heilt aber die Krankheit nicht. Es hat starke Nebenwirkungen, ruft unter anderem Blutmangel hervor. Dr. Pokrowski, der es seit einem Jahr dem kranken Dolmetscher verabreicht, hat bei dem sowjetischen Medikament, das mehrfach verbessert wurde, diese Nebenwirkung nicht beobachtet.

Kleine Schritte zum Ziel

Obwohl die Wissenschaftler der ganzen Welt an einem Impfstoff gegen die verhängnisvolle Immunschwächekrankheit arbeiten, ist ein Heil- oder gar Vorbeugungsmittel vorläufig nicht in Sicht. Siebzig Substanzen, die Erfolg versprechen, sind international im Gespräch, doch keine erwies sich bisher wirklich als geeignet. Außer der Gruppe um Dr. Wadim Pokrowski beschäftigen sich in der UdSSR noch drei Forscherteams mit dem Aidsproblem. Sie konkurrieren miteinander im gesunden wissenschaftlichen Wettstreit. Ihr Ziel ist zunächst die Entwicklung eines zuverlässigen Diagnostikums. Anderntags besuchen wir das Institut für Immunologie des Ministeriums für Gesundheitswesen. Fernziel des Instituts ist es, eines Tages den bisher nur sehr schwer zu entschlüsselnden Immunstatus eines Menschen wie dessen Blutgruppe bestimmen zu können. Professor Igor Sidorowitsch sagt: „Ist durch eine Immunschwäche wie bei Aids die ‚Gesundheitspolizei' im Körper lahmgelegt, fällt jede Mikrobe, jede Bakterie den Patienten an, wird jeder Infekt zur Lebensgefahr." Schwierig ist für den Arzt, die Ursache, das auslösende Virus einer Krankheit, zu finden. Bei Aids beispielsweise müßte man die im Blut versteckten Antikörper suchen. Doch das geht nicht ohne ein geeignetes Antigen. Dazu benötigte man bisher zerstörte Aidsviren, deren Herstellung in so großer Konzentration gefährlich ist. Professor Sidorowitsch bezeichnet sie als „Biohasardeure" und erläutert uns: „Deshalb haben wir für die Diagnose von Aids 1985 biologisch ungefährliche synthetische Eiweißpartikel, sogenannte Peptide, geschaffen, die in bestimmten Eigenschaften dem Aidsvirus gleichen, aber ungefährlich für das medizinische Personal sind." Diese große



Dieses Krankenzimmer wurde für eine infizierte Mutter und ihr – hoffentlich gesundes – Baby vorbereitet.

AIDS

Leistung des Instituts und seines damaligen Direktors Rem Petrow wurde 1987 auf der 3. Internationalen Aids-Konferenz in Washington mit einem Preis ausgezeichnet. Jetzt liegen erste industriemäßig hergestellte Versuchspartien des Testdiagnosesets „Pektoskrin" vor. Sie wurden im Institut erzeugt. Doch wer übernimmt die weitere Produktion? In die Freude mischt sich Skepsis. „Wer kann dieses Set so rein herstellen, wie wir es benötigen?" fragt Dr. Alexander Lisoner. „Am besten wäre, wir gründeten zur Produktion eine Kooperative, damit das Produkt serienmäßig so gut ist wie die Labormuster." Es entzündet sich eine lebhafte Diskussion um Kooperativen im Gesundheitswesen und die Effektivität von Wissenschaft…

Während man uns die ersten Partien des Diagnostikums zeigt, kommt Professor Manko darauf zu sprechen, daß trotz der geringen Zahl der Kranken in der Sowjetunion ein dichtes Netz von Vorbeugungsmaßnahmen aufgebaut werden muß. Das ist das einzige Mittel, Aids einzudämmen.

Flugblätter gegen Aids

Unsere letzte Station ist das Gesundheitsministerium. Hier im Herzen Moskaus in einem blutroten alten Gebäude werden die für das Land so wichtigen Maßnahmen zur Vorbeugung gegen die Immunschwächekrankheit ausgearbeitet, organisiert und koordiniert. Dazu ist (im Juli 1988) ein Expertenrat auf Regierungsebene gebildet worden, dem Mitglieder verschiedenster Gremien angehören, Journalisten, Mitarbeiter unterschiedlicher Ministerien, Vertreter des Roten Kreuzes. Darüber hinaus existiert schon längere Zeit ein medizinischer Expertenrat, der sich mit allen wissenschaftlichen Fragen beschäftigt, die Aids betreffen.

Eine der ersten Maßnahmen dieses Rates war eine Flugblattaktion in Moskau. In über zwei Millionen Briefkästen verteilte man Formulare, auf denen verständlich erklärt war, wie man sich vor Aids schützen kann. Im Fernsehen wurden im letzten Jahr in- und ausländische Aufklärungsfilme gezeigt, prominente Mediziner sprachen zu diesem Thema auf Foren. „Noch ist das nicht genug", meinen Dr. Gennadi Onitschenko und Dr. Oleg Bogatyrjow, die im Gesundheitsministerium mit dem Aidsproblem befaßt sind. Insgesamt ist die Qualität der Anti-Aidspropaganda noch unzureichend, schätzen sie ein. Es fehlen Materialien, welche die unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen – Jugendliche anders als Erwachsene – unterschiedlich ansprechen. Besonders viel zu tun bleibt ihrer Meinung nach bei der Sexualaufklärung und Gesundheitserziehung in den Schulen. Wie man das bisher gehandhabt habe, wollen wir wissen: „Na Blümchen und der Storch", entfährt es unserer Dolmetscherin, selbst Mutter zweier fast erwachsener Söhne. Die beiden Mediziner bestätigen, daß man hier noch in den Anfängen steckt, was sicher auch mit heute überholten Moralvorstellungen in Teilen der Bevölkerung zu tun hat, gegen die sich die Mediziner wenden. „Gegenwärtig arbeiten wir Dokumente aus, um die Lehrveranstaltungen im Fach Biologie und Physiologie zu verändern."

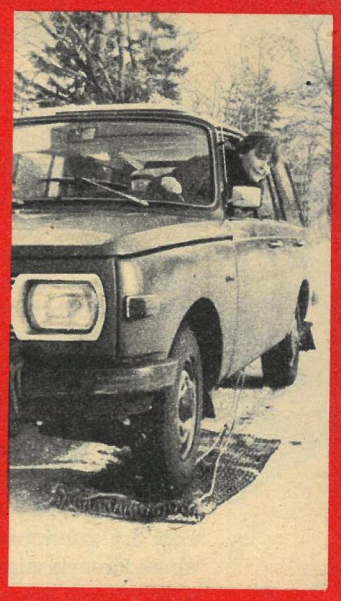
Ein weiteres Problem sind auch die Einwegspritzen, die nur einmal für einen Patienten benutzt werden. Auf Bitten des Gesundheitsministeriums hat die Regierung eine Verordnung erlassen, damit gesichert wird, daß die Produktion im nächsten Planjahrfünft den Bedarf deckt. Dr. Bogatyrjow: „Die wenigen Einwegspritzen, über die wir bisher verfügen, bleiben vor allem für Kinder reserviert. Bis das Problem gelöst ist, achten wir besonders darauf, die traditionellen Spritzen gut zu sterilisieren. 400 Hygieneeinrichtungen im ganzen Land sind mit der Kontrolle betraut. Denken Sie nicht, bei uns herrsche Sorglosigkeit."

Heikel ist auch unser nächster Gesprächspunkt: Kondome. Die Mediziner nennen es „weniger pikant als brisant", denn es gibt bisher kaum welche zu kaufen. Abhilfe ist nötig. 1990 sollen bei einem Bedarf von 800 Millionen Stück Kondomen nur 220 Millionen hergestellt und in den Apotheken verkauft werden. Dr. Bogatyrjow meint, daß hier rigorose Maßnahmen ergriffen werden müssen. (Unsere Begleiterin wirft ein, daß seien sieben Stück pro Mann im Jahr.)

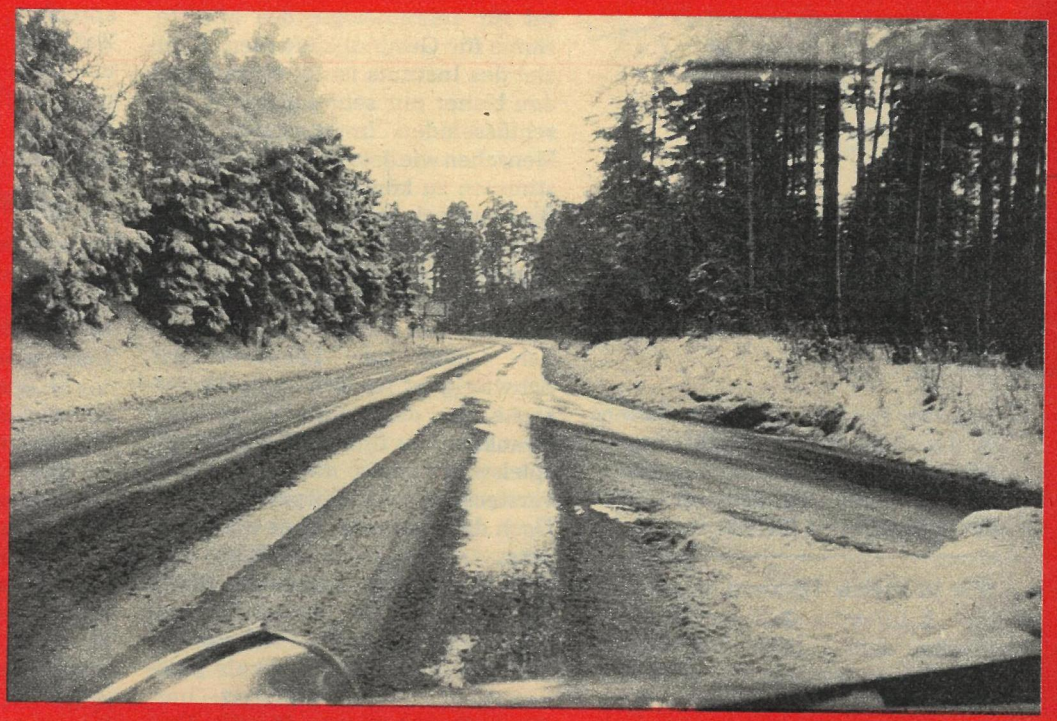
Sehr deutlich zeigt sich, daß es unmöglich ist, Aids allein mit einzelnen Maßnahmen zu besiegen. Der Kampf muß von der ganzen Gesellschaft getragen und auch über die Grenzen hinweg geführt werden. Das hat die Sowjetunion erkannt und schon zeitig begonnen, mit allen sozialistischen (auch mit der DDR) und einigen kapitalistischen Ländern bilaterale Abkommen abzuschließen, die das gemeinsame Studium von Erfahrungen, den Wissenschaftleraustausch und gemeinsame wissenschaftliche Untersuchungen zum Thema Aids vorsehen. Der sowjetische Gesundheitsminister Professor Tschasow hat es so formuliert: „Nur mit vereinten Kräften, in Zusammenarbeit mit der ganzen Welt kann man Aids wie auch andere menschliche Leiden überwinden." Die Weltgesundheitsorganisation hat den 1. Dezember zum internationalen „Tag der Aids-Kommunikation" ausgerufen, der die Aufklärung der Nichtbetroffenen und Hilfe sowie Verständnis für die Betroffenen fördern soll.

Gänsehaut und Eispanzer

Diese Jahreszeit überzieht uns Zweibeiner hin und wieder mit einer Gänsehaut, für unsere rollenden Gefährten aber hält sie Ärgeres bereit: zuckrigen Reif, matschigen und pulvrigen Schnee oder gar regelrechtes Eis. Wie schön manches davon auch aussehen mag, Väterchen Frost erntet dafür aus Kraftfahrerkreisen nur böse Blicke. Doch heiße Emotionen sind die denkbar schlechteste Reaktion; gerade im Winter heißt es, kühlen Kopf bewahren. Zum Beispiel, wenn sich auf Autobahnen Spurrinnen gebildet haben (Foto rechts). Zwischen ihnen bleiben mehr oder weniger hohe und mehr oder weniger feste Wälle stehen. Sie sind voller Tücke, besonders beim Spurwechsel. Vor einer solchen Aktion verringert man die Geschwindigkeit, um dann die gefährliche Eisbarriere in möglichst spitzem Winkel mit einem frontgetriebenen Fahrzeug zu „überfahren", bei Hinterradantrieb aber zu „überrollen", damit der Wagen nicht ins Schleudern gerät. Erst wenn alle Räder wieder auf trockener Spur sind, wird beschleunigt. Für Autobahnabfahrten, die oft später geräumt werden, gilt folgender Tip: behutsam, mit wenig Gas ansteuern.



Ja, der Schnee. Oft verhüllt er bis zur völligen Unsichtbarkeit die Verkehrszeichen! Schlechte Lichtverhältnisse tun ein übriges. Dabei wären in solcher Situation die warnenden, gebietenden und verbietenden, leitenden und hinweisenden bunten Schilder besonders wichtig. Man denke nur an die Vorschriftszeichen an Fußgängerüberwegen! Unachtsamkeit kann schlimme Folgen haben. Im Winter 87/88 wurde die Durchschnittszahl der vorangegangenen Winterhalbjahre von 1983 bis 1986 – jeweils 20 545 Verkehrsunfälle – mit 21 950 schmerzhaft deutlich überboten. 749 Tote waren



Startprobleme – gemeistert?

Neue Autos sind heiße Renner. Der jüngste ŠKODA, der FAVORIT aus den Autowerken Mlada Boleslav aber hatte, wie die Zeitung „Rude Pravo" meldet, Startprobleme. Die Zulieferer kamen einfach nicht in Schwung, die geplanten Monatsstückszahlen nach dem Serienbeginn des Neuen waren nicht zu schaffen. Inzwischen wird der FAVORIT zweischichtig montiert; durchschnittlich 250 Wagen rollen täglich vom Band. Einige Angaben über den ČSSR-Neuling: Mit seinem 1,3 Liter-Motor bringt er bei 5000 Umdrehungen je Minute eine Leistung von 46 kW/62,5 PS. Er schluckt Super und auch bleifreies Benzin und verbraucht – laut Werk – bei 90 km/h 5,2 l und bei 120 km/h 7,2 l für 100 Kilometer. Im Stadtverkehr wurden 7,4 l ermittelt. 14 Sekunden braucht er, um von 0 auf 100 km/h zu beschleunigen. Der ŠKODA 136 L FAVORIT ist für eine Nutzmasse von 450 kg ausgelegt. Als erster Vertreter einer neuen Generation – weg vom Heckmotor und -antrieb – entspricht dieser Fronttriebler in seiner Innenraumgestaltung den aktuellen Sicherheits- und ergonomischen Anforderungen. Sein wassergekühlter Vierzylinder-Reihen-Viertaktmotor, der quer vor der Vorderachse untergebracht ist, bildet zusammen mit Kupplung, Fünfganggetriebe und dem Stirnachsgetriebe einen kompakten Block. Gute Schall- und Wärmeisolierung erhöhen den Fahrkomfort. Auf der Maschinenbaumesse in Brno hielten Werkvertreter bereits Anlaufschwierigkeiten bei der Serienfertigung für möglich wegen der Kapazität der Zulieferindustrie. Die Fahrzeuge des Serienanlaufs sind dem Inlandbedarf vorbehalten. *SPR/-nn*

zu beklagen und 16 767 Verletzte. Wie Generalmajor Heribert Mally, Leiter der Hauptabteilung Verkehrspolizei im Ministerium des Innern, kürzlich bekanntgab, erhöhte sich die Zahl der Verkehrsunfälle im ersten Halbjahr 1988 gegenüber dem Vergleichszeitraum 1987 um 13,4 Prozent! Die Zahl der Getöteten stieg um mehr als ein Viertel! Eine verhängnisvolle, mit unendlichem Leid verbundene Entwicklung, der die Gesellschaft mit aller Entschiedenheit entgegenwirken muß. Krasser Egoismus und Aggressivität drehen so manches Lenkrad. Und wenn man darüber nachdenkt, daß gefährliche Fahrweise oft – bewußt oder unbewußt – häuslichen oder beruflichen Streß abbauen soll, dann liegt auf der Hand, daß man damit bei anderen wiederum neuen Ärger hervorruft, den sie abreagieren werden. Und so fort???

Winterfahren heißt vor allem vorausschauend fahren. Und vorausdenkend! Ist der Wagen technisch winterklar, so gehört unbedingt einiges zusätzliches Gerät an Bord. Und zwar so, daß eingefrorene Schlösser nicht den Zugriff verwehren. Also rechtzeitig zum Türschloßspray greifen. Eine Minimalliste: Eiskratzer, Frostschutzmittel für die Scheibenwaschanlage, Handfeger, ein Säckchen Streusand, Feldspaten, Defroster-Spray, Starthilfekabel. Eine Kokosmatte am Seil (kleines Foto) wird zur Anfahrhilfe auf glatter Straße, mit ihr kommt man auch ohne fremde Hilfe vom Fleck.

Willi Heinrich/SHK

PS-Nachrichten

DIE NEUEN KERZENSTECKER für den neuen LADA 2108/2109 unterscheiden sich von den bisherigen in Gummiausführung wesentlich. Ihr Isolierkörper besitzt einen abschirmenden Blechmantel, der den gesamten Kerzenisolator überdeckt und die Funkentstörung gewährleistet. Diese Kerzenstecker lassen sich auch bei den anderen LADA-Typen einsetzen.

EIN ÖKOLOGISCHES TELEFON gibt es in Rostow am Don. Die örtliche Kfz-Zulassungsstelle nimmt von Anrufern die polizeilichen Kennzeichen von Autos entgegen, die besonders dicke Abgaswolken ausstoßen und veranlaßt die Bereinigung.

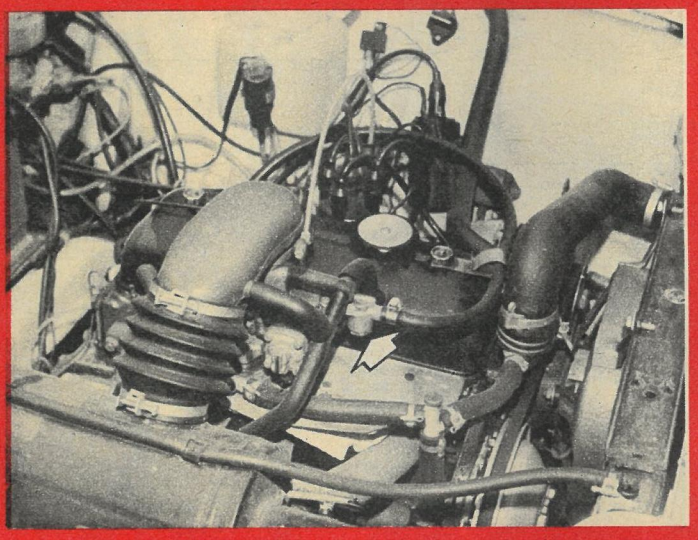
DIE KrAS-FAMILIE aus den Krementschuger Automobilwerken – bekannt in 57 Ländern – wuchs durch den KrAS-250 und den KrAS-260 um zwei Mitglieder. FW stellt demnächst den großen ukrainischen Lkw-Produzenten und seine Erzeugnisse vor.

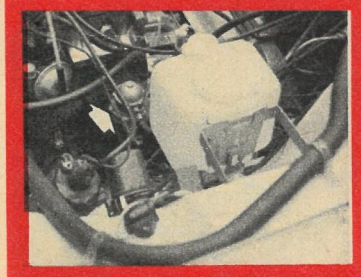
EIN NEUES MINIAUTO entstand im ungarischen MÁTYAS-Design-Studio. Kürzlich wurde es im Budapester Stadtpark der Presse vorgestellt (unser Bild). Angetrieben von einem FIAT-Motor und weitgehend aus Teilen und Baugruppen von Kfz-Produzenten sozialistischer Länder konstruiert, wiegt der Knirps nur 640 kg.

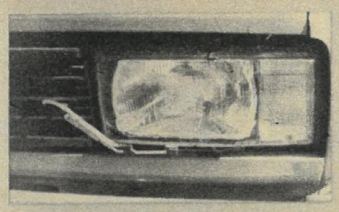
Vertrauenssache

Technische Durchsichten – in welcher Folge steht in der Betriebsanleitung – bestimmen in hohem Maße Zuverlässigkeit und Nutzungsdauer der Kraftfahrzeuge. Mindestens einmal im Jahr sind sie unerläßlich. Durchsichten sind Vertrauenssache. Man muß sich voll auf die Qualifikation, die Zuverlässigkeit und das Verantwortungsbewußtsein des Ausführenden verlassen können. Nicht selten steht aber auch hier Vertrauen gegen Vertrauen. Der Motor läuft einwandfrei, startet willig, zieht, der VK-Verbrauch ist normal. Aber unterwegs, bei schlechtestem Wetter, ist das Malheur da: Der Motor stottert, zieht nicht mehr durch. Nur durch Zurückschalten bringt er den Wagen noch voran. Übliche Fehlersuche: Kraftstoff ist da... also die Kerzen? Wasser im Verteiler? Alles umsonst. Entdeckung: Es fließt einfach zu wenig Kraftstoff in den Vergaser! Erklärung: Fahrzeugführer und Mechaniker verließen sich darauf, daß der andere die Filtersiebe in den Aggregaten gereinigt hat... Nun genügt es meist, am Vergaser mit entsprechendem Schraubenschlüssel die Filterbüchse am Kraftstoff-Schlauchanschluß (Pfeil auf dem größeren Foto) herauszudrehen und samt dem feinen Siebfilter vorsichtig zu säubern. Das größere Filtersieb an der Kraftstoffpumpe (unteres Foto) und den darunter liegenden Schlammraum sollte man bei Gelegenheit in der Garage reinigen. Wie so oft gehört zum Vorbeugen auch das Wissen wie...

Karbaum







Wisch-Wasch

Die LADA-Typen 2104, 2107 und 2121 (NIWA) sind zum Teil mit einer Scheinwerfer-Wisch-Waschanlage ausgerüstet. Sie ermöglicht die Scheinwerferreinigung ohne Fahrtunterbrechung. Das sorgt bei Nachtfahrten auf nassen, verschmutzten Straßen ständig für ungetrübtes Licht. Diese nützliche Anlage bedarf einiger Wartungsmaßnahmen. Ins Waschwasser gehört grundsätzlich ein handelsüblicher Waschanlagenzusatz bzw. Scheibenreiniger, auch ein Schuß Fit tut's. Vor Frostbeginn rechtzeitig Frostschutzmittel beimischen! Da die Wischmotoren (Getriebe) dem Regen- und Spritzwasser ausgesetzt sind, empfiehlt es sich, die Wischerarme und das Plast-Kühlergrill zu demontieren, die Überwurfmuttern an den Wischerachsen zu lösen und diese Abdichtverschraubung mit Wasserpumpenfett zu füllen. Das schmiert und dichtet gleichzeitig. Ebenso schützt man alle Metallteile wie Wischerachse, Wischerarm (Innenseite und Gelenk) und besonders die Feder durch Einstreichen mit Wasserpumpenfett gegen Korrosion. Diese Schutzmaßnahmen sollten zweimal jährlich, am besten vor und nach der Winterperiode, durchgeführt werden. Überfrorene Scheibenwischer können mittels Defrosterspray und durch Fahren mit Licht aufgetaut werden.

Lothar Liebmann

MIT 96 PKW AUF JE 1000 EINWOHNER liegt die Estnische Sowjetrepublik in der Motorisierung der UdSSR-Bevölkerung an der Spitze. Auch die anderen baltischen Sowjetrepubliken befinden sich im Vorderfeld dieser Statistik: die Litauische mit 93 und die Lettische mit 81. Im Mittelfeld rangieren die Grusinische mit 71 und die Armenische mit 56 Pkw je 1000 Einwohner. Weitere Angaben: Turkmenische mit 46 Pkw; RSFSR: 44; Ukrainische: 46; Belorussische: 39; Usbekische: 36; Kasachische: 39; Aserbaidshanische: 30; Moldauische: 30; Kirgisische: 34; Tadshikische: 35.

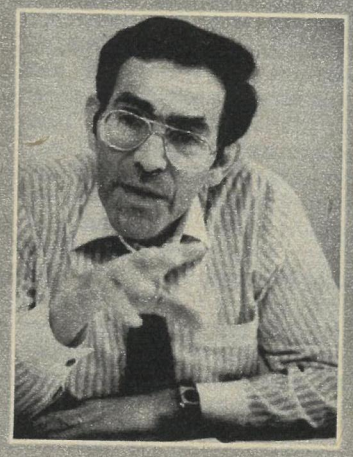
Fotos: V. Billeb, P. Benjamin, S. H. Karbaum (3), ADN-ZB/Link, ADN-ZB/MTI, ADN-ZB, D. Christel, L. Liebmann
Redaktion: Klaus Hurrelmann

Wat den eenen sin Uhl, is den annern sin Schneeball!

Winterlicher Sichtvermerk: mobile Erst schaben, dann starten!

Die machbare Vision

Professor Dr. habil. Dieter Klein: Leitungsmitglied des Wissenschaftlichen Rates für Friedensforschung und Prorektor für Gesellschaftswissenschaften an der Humboldt-Universität, Teilnehmer und Leiter einer Arbeitsgruppe auf dem Nationalen Friedenskongreß der Wissenschaftler der DDR vom 25.–26. November in Berlin.



Die Welt des Hieronymus Bosch (1460–1516) ist voller mystischer Anspielungen über das Menschendasein. Zerstörung des Menschenantlitzes und der natürlichen Harmonie sowie die Darstellung des Krieges (rechter Teil des Triptychons) heißen für ihn: Hölle. Als der Mensch des Paradieses verlustig ging, verlor er auch den Frieden. Der Tod kam in Gestalt von Kriegen, Epidemien und anderen Übeln, die den Menschen beugten. Doch nie zuvor griff er nach der ganzen Menschheit. Erst in neuester Zeit heißt es: Überleben oder Untergang. Überleben bedarf des Neuen Denkens in den internationalen Beziehungen, bedarf des Willens zur Abrüstung und zur Zusammenarbeit auf ökonomischen, politischen, ökologischen, humanitären und kulturellen Gebieten. Über einige Aspekte, wie friedliche Zusammenarbeit möglich werden kann, sprach FW-Mitarbeiter Hans Bergmann mit Professor Dieter Klein.

Hat Abrüstung, frei von allen politischen Unberechenbarkeiten, nicht zur Voraussetzung, daß sich im kapitalistischen Lager eine friedensfähige Variante staatsmonopolistischer Entwicklung zeigt?

Gewiß gäbe es keine Chance für einen dauerhaften Weltfrieden ohne Friedensfähigkeit des Kapitalismus. Aber der Begriff „Voraussetzung" erfaßt nicht voll den Prozeß des notwendigen Übergangs von einer in wichtigen kapitalistischen Industrieländern noch ausgeprägten konfrontativen zu einer friedensfähigen und friedenswirksamen Variante des Kapitalismus. Das Wirken des Sozialismus in Richtung Abrüstung fördert diesen inneren Prozeß, und dessen Fortschritte wiederum sind günstig für die Entwicklung friedlicher zwischenstaatlicher Verhältnisse. Es geht um eine Wechselwirkung von inneren und äußeren Entwicklungen, die sich gegenseitig bei entsprechenden Anstrengungen aller progressiven und realistischen Kräfte in der Richtung eines dauerhaften Weltfriedens fördern.

Wie wirkt sich die alte Vorstellung, daß Sicherheit nur gegeneinander und nicht miteinander möglich ist, auf die Ökonomie aus?

Heute dominiert in den NATO-Ländern immer noch das Konzept der Abschreckung. Diese Doktrin treibt den Hochrüstungsprozeß voran. Die Vorstellung, den Frieden nur durch eigene Überlegenheit gegen den anderen bewahren zu können, belastet in zunehmender Weise die Wirtschaft des Kapitalismus selbst. Die Kehrseite der Staatshaushaltsdefizite durch Rüstungsausgaben ist der Sozialabbau. Unternehmer in der zivilen Produktion erfahren das als Druck auf die Massenkaufkraft, also auf den Absatz ihrer Erzeugnisse. Die Budgetdefizite in den USA werden zum Teil durch internationale Kredite gedeckt. Das hat in Wechselwirkung mit der Ausplünderung der Entwicklungsländer zu krisenhaften Prozessen in den internationalen Kredit- und Währungsmechanismen geführt. Hochrüstung bedeutet, daß viele Wissenschaftsergebnisse geheim sind und den zivilen Produzenten vorenthalten werden, daß Extremtechnologien vorangetrieben werden, die für die zivile Produktion sehr geringe Effekte haben. Rüstung zeigt immer deutlicher ihre destruktive Seite für den kapitalistischen Reproduktionsprozeß. Das Neue liegt in der Dimension dieser destruktiven Momente. Ihr eigenes Existenz- und Profitinteresse öffnet weitblickenden Unternehmern die Einsicht in die Notwendigkeit, die Auseinandersetzung mit dem Sozialismus in friedlichen Formen zu führen. Auch das ist eine Chance für einen friedensfähigen Kapitalismus.

Bringt der Imperialismus somit selbst die Momente hervor, die ihn zur Friedensfähigkeit gelangen lassen?

So reduziert möchte ich nicht verstanden werden! Die marxistische Theorie hat sich vielen Fragen zu stellen und hat auch keine fertigen Antworten zu allen Problemen eines friedensfähigen Kapitalismus. Doch eines wissen wir: Die politischen Kräfteverhältnisse müs-

sen so gestaltet werden, daß der Kapitalismus zum Frieden gedrängt wird. Im Monopol mit seiner systemimmanenten Tendenz zur Gewaltanwendung ist objektiv die Tendenz auch zu militärischer Aggressivität angelegt. Sie wirkt im Festhalten der NATO an der Abschreckungsdoktrin und der USA an SDI, in den Bestrebungen, das INF-Abkommen durch neue Massenvernichtungssysteme zu kompensieren, in der schuldhaften Verstrickung besonders der USA in Kriegen in den Entwicklungsländern. Aber könnte der Imperialismus zum Frieden gezwungen werden, wenn sein gesamtes Wesen und alle inneren Strukturen dafür keinerlei objektive Ansatzpunkte böten? Wäre dem so, dann hätten wir kaum Chancen, den Kapitalismus je friedensfähig zu erleben. Das Entscheidende dafür sind die Friedenspotenzen des Sozialismus und das Anwachsen der anderen subjektiven Kräfte, die für den Frieden einstehen. Wichtig ist aber auch, daß in der neuen Lage der Menschheit auch die veränderten Bedingungen für das Wirken der objektiven ökonomischen Gesetze des Kapitalismus selbst Chancen für seine Friedensfähigkeit eröffnen, wenn diese Möglichkeiten durch eine realistische Politik genutzt werden.

Viele ökonomische Probleme sind längst globale Probleme. Liegt nicht ein objektiver Zwang vor, diesen globalen Anforderungen zu entsprechen und zwischen den kapitalistischen und sozialistischen Wirtschaftssystemen eine enge Zusammenarbeit zu suchen?

Tatsächlich stehen wir heute vor globalen Problemen, die nur durch die Kooperation beider Systeme zu lösen sind. Friedliche Koexistenz muß heute immer mehr kooperative Koexistenz sein. Friedliche Koexistenz ist heute die konkret-historische Form des notwendigen Friedens zwischen den Systemen, die beide Systeme nicht destabilisiert, sondern sich als die einzige mögliche Existenzweise erweist. Wer nicht im Krieg untergehen will, muß im Frieden zusammenarbeiten.

Nach der Friedensproblematik ist das Umweltproblem eine Überlebensfrage für die Menschheit geworden. Jährlich gehen 10 Milliarden Tonnen Kohlendioxyd, 145 Millionen Tonnen Schwefeldioxyd und 250 Millionen Tonnen Staub in die Atmosphäre, und 35 Kubikkilometer Industrieabwässer, die in die Meere fließen, bedrohen die Menschen in beiden Systemen. Wir stehen vor dem Phänomen, daß der eine nur überleben kann, wenn der andere erfolgreich jene Probleme löst, die auch die eigenen sind. Die Anhänger des Sozialismus und die des Kapitalismus haben heute ein objektives wechselseitiges Interesse daran, daß die Gegenseite Erfolge bei der Lösung bestimmter Menschheitsprobleme hat, weil das zugleich dem eigenen Überleben dient.

Ein erstrangiges Globalproblem von solcher Art ist die Unterentwicklung der Mehrheit der Entwicklungsländer. Wenn der Hunger von 800 Millionen Menschen, die Arbeitslosigkeit oder Unterbeschäftigung von mehr als 300 Millionen und die gleichzeitige Bevölkerungsexplosion nicht gestoppt werden, wenn Abrüstung für Entwicklung, weltwirtschaftliche Gleichberechtigung und wirksamere Entwicklungsstrategien noch lange verzögert wird, werden tiefe weltwirtschaftliche Krisenprozesse, politische Krisen und gefährliche militärische Konflikte eine umfassende internationale Sicherheit unmöglich machen.

Aus der Notwendigkeit für eine weltumspannende Kooperation meinen einige Theoretiker auf die Notwendigkeit der Angleichung beider Wirtschaftssysteme schließen zu können.

Solche Konvergenz der Systeme wird nicht eintreten. Kooperation ist aus der Sicht jedes der beiden Systeme ein Weg zur Lösung von Problemen für die eigene Existenzsicherheit, für die Bewahrung des grundsätzlich Unterschiedlichen. Wir müssen im Wettstreit der Systeme erkennen, daß viele Probleme sowohl systemübergreifende Aspekte als auch systemspezifische Züge haben. Das ist eine Herausforderung sowohl für eigene Lösungswege als auch für Kooperations- und Lernprozesse.

Inwieweit sind beide Systeme theoretisch und praktisch darauf vorbereitet, miteinander zu kooperieren?

Ich meine, die größeren Probleme beim Erlernen eines friedfertigen Umgangs mit dem Gegner haben wohl die Repräsentanten des Imperialismus. Vergessen wir aber nicht, daß so manche Gedankenstrukturen, die heute zum Neuen Denken gehören, keineswegs allein bei uns gewachsen sind. Wichtige Globalprobleme wurden besonders spektakulär durch den Club of Rome in das Bewußtsein der Weltöffentlichkeit gehoben. Das Konzept der strukturellen Angriffsunfähigkeit stammt von SPD-Theoretikern und BRD-Wissenschaftlern. Die sozialistischen Länder jedoch haben das der neuen Menschheitslage gemäße Neue Denken zur Grundlage der gesamten Staatspolitik gemacht. Während der konfrontative Flügel in der NATO nach wie vor der Abschreckungsdoktrin anhängt, haben wir das Konzept der gleichen Sicherheit in die Politik der friedlichen Koexistenz integriert. Gegenwärtig zeichnet sich ein erheblicher Schub marxistisch-leninistischer Theorieentwicklung ab, während konservative Ideologen und Theoretiker eine entsprechende Öffnung für die herangereiften Menschheitsfragen vielfach vermissen lassen.

Betrachten wir z. B. unsere Epoche-Konzeption. Wir haben immer gesagt, daß wir in einer Epoche des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus leben. Das gilt für die geschichtliche Folge der Gesellschaftsformationen auch weiter. Wenn wir unser Augenmerk jedoch darauf richten, welche Probleme auf absehbare Zeit vorrangig gelöst werden müssen, so folgt daraus eine erweiterte Epochedefinition. Wir sprechen heute von einer Epoche des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus, des Wettstreits der beiden Systeme, des Ringens um Frieden, Demokratie und sozialen Fortschritt. Dieser Kampf wird nicht allein durch die revolutionären Hauptkräfte getragen, sondern durch alle Kräfte des gesellschaftlichen Fortschritts. Dazu gehören die demokratischen Massenbewegungen, die doch keineswegs auf den Sozialismus gerichtet sind, aber das Gesicht der Epoche mitbestimmen. In diesem Zusammenhang hat sich auch unsere Fortschrittskonzeption gewandelt. Lange Zeit war die kommunistische Bewegung auf einen Fortschritt in Gestalt des Übergangs weiterer Länder vom Kapitalismus zum Sozialismus konzentriert. Heute ist auf lange Zeit der entscheidende Fortschrittsprozeß die Sicherung des Friedens – durch die Gestaltung des Sozialismus als Friedenskraft, doch gemeinsam mit dem kapitalistischen Lager. Die weiterentwickelte Fortschrittskonzeption, die den Fortschritt in Gestalt des Friedens als demokratischen und sozialen Fortschritt nicht an die Voraussetzung sozialistischer Revolutionen geknüpft sieht, begünstigt den Dialog unterschiedlicher progressiver Kräfte sowie eine differenziertere Analyse der Gesellschaft in den kapitalistischen Industrieländern.

Setzt sich nicht selbst in Kreisen des Bankkapitals ein Umdenken durch, wenn wir beispielsweise die internationalen Aktivitäten der Deutschen Bank in der BRD beobachten?

Die Deutsche Bank steht im Zentrum der finanzkapitalistischen Gruppe, die mit Daimler Benz, Siemens und MBB die Schwerpunkte der Rüstung in der BRD umfaßt. Doch zugleich verfügt sie über strategische Denker, die die Auseinandersetzung mit dem Sozialismus anders als mit den Mitteln des Krieges führen wollen. Differenzierte Sicht ist also auch hier geboten.

In dieser und in anderen Fragen haben wir ein wichtiges Problem unserer Theorieentwicklung zu bewältigen: die eigene Kontinuität zu wahren und zugleich notwendige Brüche rechtzeitig zu vollziehen. Der Physiker Werner Heisenberg schrieb: „Wirkliches Neuland kann wohl nur gewonnen werden, wenn man an einer entscheidenden Stelle bereit ist, den Grund zu verlassen, auf dem die bisherige Wissenschaft ruht, um gewissermaßen ins Leere zu springen."

Kommunisten würden auf dem Weg zur Beantwortung von Fragen einer historisch einmaligen Menschheitssituation nicht weit kommen, hielten sie ausschließlich an der Kontinuität ihrer Theorie fest. Kontinuität kann man nur haben, wenn man sich rechtzeitig der theoretischen Weiterentwicklung und den neuen Qualitäten stellt. Das ist Ausdruck einer lebendigen Wissenschaft. Heisenberg sagte aber auch: „Der Versuch, alles bisherige aufzugeben und willkürlich zu ändern, führt zu reinem Unsinn." Wenn ich zuvor davon sprach, daß demokratische Bewegungen einen friedensfähigen Kapitalismus zu fördern imstande sind, so steckt darin eine nicht ganz neue Problematik. Im „Kapital" beschrieb Marx den Kampf der Arbeiterklasse um die Verkürzung der Arbeitszeit. Im Grunde waren die Kapitalisten munter dabei, die Arbeitskraft der Lohnarbeiter als Basis der eigenen Existenz durch die extensive Ausbeutung zu ruinieren. Marx zeigte, wie der Kampf der Arbeiter für ihre eigenen Lebensinteressen die Kapitalisten zwang, ihre eigenen Verwertungsinteressen in anderer Form, durch Verkürzung der Arbeitszeit und Steigerung der Arbeitsproduktivität, durchzusetzen. Der Kampf der Arbeiter nötigte das Kapital, eigene Interessen in veränderter Form zu verfolgen. Im Kampf um sozialen Fortschritt, um Frieden, um gleichberechtigte Wirtschaftsbeziehungen für die Entwicklungsländer und um einen ökologischen Umbau der Volkswirtschaft gewinnt diese Konstellation eine neue Bedeutung.

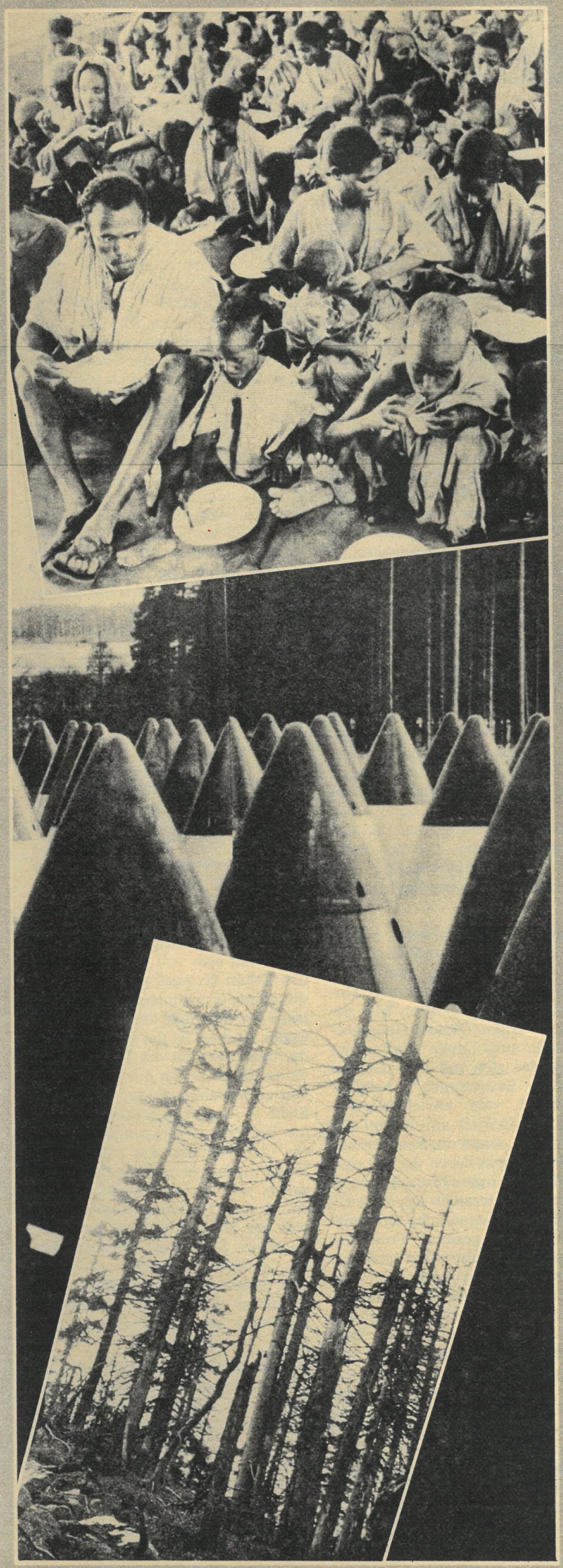
Hat sich die marxistische Theorie diesen Fragen schon voll und ganz gestellt?

Die Denkprozesse, die hinter dem Stichwort Neues Denken stecken, bezeugen, daß wir uns in einem geistigen Aufbruch befinden. Der Marxismus-Leninismus beweist dabei eine außerordentliche Lebendigkeit. Die Karl-Marx-Konferenz 1983 und kürzlich die internationale Konferenz über atomwaffenfreie Zonen zeigten den beachtlichen Anteil der DDR daran. Doch wäre es leichtfertig zu behaupten, daß wir für eine neue Situation der Menschheit schon alle Lösungen in der Tasche hätten. So wird z. B. die künftige Geschichte immer stärker von der Wechselwirkung beider Systeme bestimmt sein. Eine unserer Aufgaben scheint mir zu sein, eine Theorie der Wechselwirkung beider Systeme zu entwickeln, die verarbeitet, wie die Wirkungsbedingungen der Gesetze des einen Systems durch die Wirkung der Gesetze des anderen Systems beeinflußt und dadurch neue Wirkungsresultate erzielt werden. Es wird sich um eine Theorie handeln, die Grundlagen für die Dialektik von Streit und wechselseitigen Lernprozessen erkundet – da wir doch wissen, daß beide Seiten vor existenziellen Problemen stehen und beide Konzepte für deren Bewältigung entwickeln müssen.

Ich empfinde es zum Beispiel als wichtig, daß schon kurze Zeit nach dem Auftauchen des Konzepts von der strukturellen Angriffsunfähigkeit in der BRD die sozialistischen Länder diesen Vorschlag in kürzester Zeit in ihre Militärdoktrin und in ein Dreiphasenprogramm konventioneller Abrüstung integriert haben. Ein Beispiel für einen Lernprozeß, dem wir uns heute offener als in der Vergangenheit stellen. Das sind nur Anfänge, die vor allem im Westen durch den Abschied von der Abschreckungsdoktrin gefördert werden müßten.

Stellt sich Kooperation nicht auch über den Weltmarkt her, und wie begegnen wir der internationalen Konkurrenz?

Die starke Konzentration der Wirtschaftspolitik auf höchstmögliche Leistungen in den Schlüsseltechnologien, neue Wege zur Ausschöpfung der sozialistischen ökonomischen Integration, die Anstrengungen zur vollen Nutzung der Wert- und Preiskategorien sind Ausdruck der Einstellung auf die internationalen Herausforderungen. Vor allem geht es um die Erhöhung der Inno-



Die Herausforderungen heute: Hunger, Rüstung, Umweltzerstörung.

vationsorientierung und der Innovationskraft unserer Wirtschaft. Die Kombination des Staatsplans Wissenschaft und Technik mit einem Staatsplan für die entscheidenden Investitionsprojekte ab 1989 sind ein Ausdruck ständiger Suche nach höherer Wirksamkeit unseres Wirtschaftsmechanismus.

Damit ist zugleich auf den Zusammenhang von äußeren kooperativen Beziehungen und innerer Gestaltung des Sozialismus verwiesen. Leider können wir heute die ökonomische Sphäre zur Herstellung ökonomischer Sicherheit durch wechselseitige Abhängigkeit nicht voll nutzen, da der Ost-West-Handel nur rund vier Prozent des Welthandels ausmacht. Wenn wir die Unternehmer stärker an intersystemarer Kooperation interessieren wollen, müssen wir ökonomisch und technisch attraktiver werden. Der äußere friedensorientierte Dialog fällt um so überzeugender aus, je mehr er vom Konsens aller sozialen Gruppen innerhalb des Sozialismus getragen wird. Dazu kann wachsendes öffentliches Problembewußtsein beitragen, das den unterschiedlichen Gruppen, Schichten und Individuen verstärkt die Möglichkeit bietet, ihre Interessen im Wissen um die Entwicklungsprobleme der Gesellschaft in konstruktive soziale Aktivität umzusetzen und im Rahmen der Entfaltung sozialistischer Demokratie auf demokratische Entscheidungsfindungen noch wirksamer Einfluß nehmen. Das stärkt den Sozialismus auch im Innern und verleiht seiner Dialogpolitik nach außen noch mehr Anziehungskraft.

Wir leben mit dem Phänomen, daß heute fast allen hochentwickelten kapitalistischen Ländern konservative Regierungen vorstehen. Erschwert das den Prozeß der Kooperation oder ist eine konservative Variante friedlichen Zusammenlebens durchaus denkbar?

Konservative Regierungen erschweren natürlich den Verständigungs- und Abrüstungsprozeß, weil Konservatismus ein Nährboden für konfrontative Politik ist. Friede selbst ist sozialer Fortschritt, und mit diesem hat der Konservatismus seit eh und je seine Schwierigkeiten. Das wird deutlich am Festhalten an der Abschreckungsdoktrin, an SDI, am Konzept, den INF-Vertrag durch Modernisierung der Waffen zu unterlaufen, an der Cocom-Liste usw. Aber wir haben auch gelernt, den Konservatismus differenziert zu betrachten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich ein friedensfähiger Kapitalismus in einer Reihe von Ländern gekoppelt mit innenpolitisch konservativen Zügen durchsetzen wird. Mit dem Wissen, im Krieg sich den eigenen Untergang zu bereiten, wird man der Friedensfähigkeit wohl eher näher kommen als der Einsicht, sich auf soziale Reformen im Innern und auf Abstriche von neokolonialen Monopolprofiten aus den Entwicklungsländern einzulassen. Es ist durchaus vorstellbar, daß in einigen Ländern, nehmen wir z. B. die USA, eine konservative Grundstruktur erhalten bleibt, die Friedensfähigkeit jedoch sich langsam durchsetzt. Allerdings, wenn friedliche Kooperation zur praktischen Politik und der Abrüstungsprozeß nicht durch Aufrüstung kompensiert werden, so werden große Potentiale frei, die einerseits den weiteren Profitfluß ermöglichen, zugleich jedoch auch inneren sozialen Reformen mehr Raum geben.

Könnte man sich vorstellen, daß die Konversion, das heißt der Übergang von der Kriegs- zur Friedenswirtschaft, auch durch Anreize seitens der sozialistischen Länder, hohe Monopolprofite weiterhin zu garantieren, gefördert wird?

Der Übergang zu einer verstärkt friedensorientierten Wirtschaft würde für das Rüstungskapital natürlich mit Einbußen verbunden sein. Zunächst jedenfalls. Wenn man jedoch weiß, daß die 30 führenden Rüstungsunternehmen, die etwa 50 Prozent der US-Rüstungsproduktion auf sich vereinen, rund 76 Prozent ihrer Produktion im zivilen Bereich realisieren, wenn man weiß, daß in der BRD 97 Prozent der Gesamtproduktion ziviler Natur sind und in den USA ca. 85 Prozent, so bedeutet das, daß die Mehrzahl der Unternehmen zivile Kapitalverwertungsinteressen haben. Bei der Rüstungskonversion geht es also nicht darum, daß die Verwertungsbedingungen für das Gesamtkapital sich verschlechtern müssen, es geht „nur" darum, daß der Staat die Akzente seiner Wirtschaftspolitik anders setzt und nicht die Rüstungsproduktion favorisiert. So könnte der Staat beispielsweise Anreize für umweltschonende Technologien geben. Vorstellbar sind auch großdimensionierte Projekte intersystemarer Kooperation, die den kapitalistischen Partnern erhebliche Vorteile bieten. Die sowjetische Kosmosforschung offeriert sie schon heute. Doch im allgemeinen sind die Grenzen momentan noch eng gezogen. Administrative Handelsschranken müssen fallen, neue Formen der Zusammenarbeit in Wissenschaft und Technik, des Zusammenwirkens in dritten Ländern usw. müssen ausgeschöpft werden. Vor allem könnten die durch Abrüstung freigesetzten Mittel Spielraum für große gemeinsame Projekte eröffnen. Kosmosforschung, Sicherung des Energiebedarfs der Menschheit, Energieverbundnetze, Umweltprojekte wären solche Felder.

Zum Schluß möchte ich noch einmal betonen, daß bei einer konfrontativen Politik die Tendenz zur imperialistischen Aggressivität real wirksam bleibt. Heute geht es darum, durch eine konsequente Wende zu friedensorientierter Politik auch auf imperialistischer Seite das Wirken der ökonomischen Gesetze im Wettstreit der Systeme und in ihrer Kooperation auf neue Weise so zu vermitteln, daß dauerhafter Weltfrieden die Chancen für weiteren sozialen Fortschritt, für Entwicklung und Rettung der Natur öffnet.

Fotos: Reproduktion – Berliner Verlag, Detlev Steinberg, Archiv

Nach Adenauers Besuch 1955 in Moskau war zu erwarten, daß die Sowjetunion bald eine Botschaft und eine Handelsmission in der Bundesrepublik einrichten würde und umgekehrt. Auf diese Situation wurde der Nachrichtendienst vorbereitet. Da gab es Überlegungen, daß für die sowjetischen Vertretungen in der Bundesrepublik sowohl das BfV (Bundesamt für Verfassungsschutz – d. Red.) als auch der BND zuständig sein sollten. Es kam zu einer ersten Übereinkunft und Aufgabenabgrenzung. Keiner wollte dem anderen ein „Alleinvertretungsrecht" einräumen, aber man konnte auch den anderen nicht wegdrängen, also wurde jeder auf seine Art tätig. Man einigte sich, daß das BfV zuständig sein sollte für Bereiche, die mehr auf dem Sicherheitssektor lagen, während der BND mit allen Aufgaben, die mit dem sowjetischen Personal unmittelbar zu tun und nachrichten-, das heißt spionagedienstliche Ziele hatten, befaßt werden sollte. Der BND suchte vor allem nach Werbemöglichkeiten unter dem sowjetischen Personal oder forschte nach Personen, die als Agenten an die sowjetischen Missionen herangeschleust werden konnten.

Die sowjetische Handelsmission wurde damals zunächst auf der rechten Rheinseite in Bad Honnef eingerichtet, während die sowjetische Botschaft auf der linken Rheinseite in Rolandseck residierte. Dadurch wurde eine „Grenzabmachung" zwischen BND und BfV möglich. Auf der linken Rheinseite sollten Observation, Beobachtung und Überprüfungen von Personen, allerdings nur außerhalb der Botschaft, dem BfV zufallen, und rechtsrheinisch – also für die Handelsmission – war der BND zuständig.

In Bad Honnef wurde unter dem Codewort „Kurort" eine BND-Observationsgruppe aufgebaut, die die dort arbeitenden und wohnenden sowjetischen Staatsbürger und das Büro der Handelsmission zu überwachen hatte. Jeder Mitarbeiter und seine Familienmitglieder wurden laufend beobachtet, ihre Lebensgewohnheiten studiert und alles zentral ausgewertet, um so ein Gesamtbild entstehen zu lassen.

Gegenüber dem Büro des Handelsrats war, in einer Privatwohnung getarnt, in einem Blumenkasten ein fernbedientes Fotogerät installiert, das jedes vorfahrende Besucherauto so ablichtete, daß das Kennzeichen abgelesen werden konnte. Wurde ein Kennzeichen zum drittenmal festgestellt, lief eine „Klärungsoperation" an, das heißt, über die Zulassungsstelle wurde der Halter des Kraftfahrzeuges festgestellt, und anschließend wurde er und gegebenenfalls seine Firma einer Überprüfung unterzogen. Auf diese Weise stellte der BND sehr schnell fest, wer geschäftliche Kontakte zur sowjetischen Handelsmission unterhielt.

Je nach Interesse des Geheimdienstes wurden diese Besucher entweder offen oder unter einer plausiblen Legende angesprochen und um Auskunft über ihre Geschäfte und ihre Gesprächspartner ersucht. Manche wollten von einer Anwerbung für den BND nichts wissen, andere sagten schnell zu, dem BND zu Diensten zu sein – meist, weil sie für sich und ihr Geschäft Vorteile erhofften. So erhielten manche den Auftrag, die sowjetischen Beamten zu Parties einzuladen, charakterliche Schwachstellen zu erkunden und ähnliches.

Die geographische Trennung in linksrheinisch und rechtsrheinisch war nicht aufrechtzuerhalten, da sich die lebenden Objekte der BND-/BfV-Arbeit nicht an diese Grenze hielten – etwa, wenn deutsche Besucher der Handelsmission auch auf der anderen Rheinseite die Botschaft aufsuchten. Letztere gehörte, wie erwähnt, ohnehin in den Aufgabenbereich des BND – nur bis zu ihrem Gartenzaun war der Verfassungsschutz zuständig.

Zu diesem verzwickten Grenzproblem kam noch eine weitere Schwierigkeit: Noch gab es Alliierte Hochkommissare – das waren in Personalunion die Botschafter der drei Westmächte –, die in gewissen Dingen die alleinige Hoheit besaßen, so zum Beispiel in Fragen der Telefon- und Briefkontrolle. Bad Honnef mit dem Büro der Handelsmission gehörte zu Nordrhein-Westfalen und lag somit in der britischen Zone, die Telefonüberwachung mußte also vom britischen Hochkommissar angeordnet werden, wenn der BND dies wünschte. Das gleiche galt auch, als die Handelsmission später nach Köln übersiedelte. Gegenüber von Bad Honnef, auf der linken Rheinseite, lagen die sowjetische Botschaft und die Residenz des Botschafters in Rolandseck. Dieser Ort gehörte zum Land Rheinland-Pfalz und damit zur französischen Zone. Bei der Zuständigkeitsabgrenzung zwischen BND und BfV gab es anfangs Überschneidungen, aber im Laufe der Zeit arbeiteten der „Arbeitsstab INDIGO" des BfV und der „Arbeitsstab INDEX" in der Zentrale des BND gut zusammen. Abweichend von der sonstigen Regelung, daß Kontakte zum BfV nur durch die BND-Verbindungsstelle Bonn oder den stellvertretenden Leiter der Gegenspionage-Abteilung mit dem BfV-Vizepräsidenten Radke wahrgenommen werden durften, konnten die Leiter der beiden Arbeitsstäbe direkt miteinander verkehren – telefonisch, fernschriftlich oder persönlich. Der Leiter des BfV-Arbeitsstabs INDIGO, Herr W., war vor Jahren selbst Angehöriger bei Gehlen gewesen.

Nachrichten über Gehlens Operationsziele

Erster Leiter des Arbeitsstabs INDEX in der Zentrale wurde der Leiter der Militärspionage des BND gegen die Sowjetunion Karl-Otto von Czernitzki, genannt „Cäsar". Als er 1959 als Militärattaché in ein fernöstliches Land geschickt wurde, um von dort aus die Sowjetunion auszuspionieren, wurde mir die Leitung dieses Arbeitsstabs übertragen – meine bisherigen Aufgaben, Steuerung von Gegenspionagefällen gegen sowjetische Stellen und die Aufklärung des sowjetischen Sperrgebietes Berlin-Karlshorst, behielt ich bei. Noch bevor es Verhandlungen zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der sowjetischen Regierung und der Regierung der Bundesrepublik Deutschland gegeben hatte, gab es einen Kabinettsbeschluß der Regierung Adenauer vom 21. Juli 1955 – sozusagen als Anerkennung für gelieferte Spionagedossiers über sowjetische Politiker –, daß die von der CIA finanzierte und abhängige Organisation Gehlen als eine dem Bundeskanzleramt angegliederte Dienststelle „Bundesnachrichtendienst (BND)" übernommen werden sollte.

Am 1. April 1956 wurde die Organisation Gehlen (OG) als Bundesnachrichtendienst in den Bundesdienst überführt und der Präsident dem Bundeskanzler unmittelbar unterstellt. Seit Formierung der Organisation Gehlen lautete deren Hauptauftrag: Ausforschung und Störung des gegnerischen Potentials.

Als Gegner verstand man vorrangig die Sowjetunion und die mit ihr verbündeten Staaten, aber auch jene Staaten, die als blockfrei eingeschätzt oder zur Dritten Welt gerechnet wurden. Diesem Hauptauftrag hatte auch „mein" Referat zu dienen, das sich mit der „Gegenspionage Sowjetunion" befaßte. Ausgehend vom entscheidenden Anteil der UdSSR am Kampf für den Frieden, stand die Bearbeitung der Sowjetunion durch die OG und den BND naturgemäß im Zentrum der Aktionen, weshalb ich bei meiner Tätigkeit wesentliche Erkenntnisse über die gesamte Pullacher Spionage und Subversion gewann. Eine solche Erkenntnis war, daß mit der Umtaufe der OG zum BND die geheimdienstliche Aktivität gegen die Sowjetunion und ihre Verbündeten sowohl quantitativ als auch qualitativ erheblich zunahm. Unter Potential wurden in den ersten Jahren „nur" militärische Kapazitäten verstanden. Neben der Rüstungswirtschaft kamen aber bald das Transportwesen, dann die Wirtschaft insgesamt und auch das Hochschul- und Bildungswesen hinzu, bis es schließlich kaum noch einen Lebensbereich in den sogenannten Zielländern gab, der nicht „aufklärungswürdig" gewesen wäre. Eine umfangreiche Zusammenfassung enthielt die besonderen Spionageanforderungen für den Raum der DDR. Man hatte ihr die Bezeichnung „Abhandlung 620" gegeben.

Koordinierung mit „Alfred"

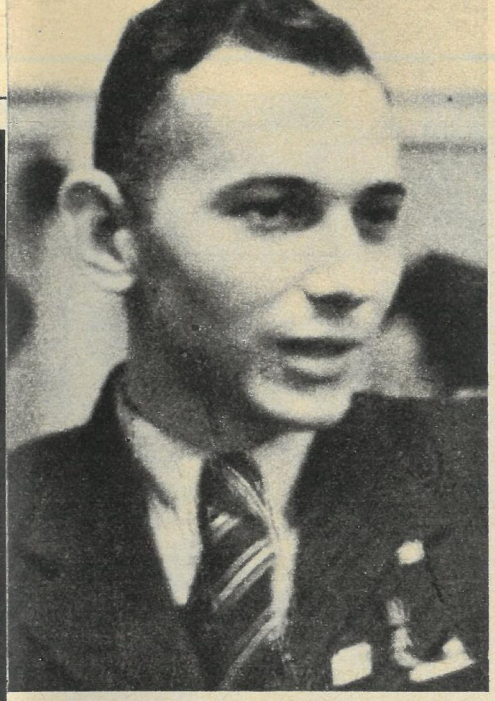
Operationen, die ich im Bundesnachrichtendienst ausführte, dienten der Gegenspionage und waren ziemlich kompliziert, jedenfalls für mich. Man bedenke, ich baute mein Netz mit Doppelagenten im sozialistischen Lager, in der Sowjetunion und der DDR, auf und tat dies auch noch mit Wissen der sowjetischen Aufklärung. Was ich auch im operativen Feld der Gegenspionage tat, es mußte „dreimal befunden" werden. Schnell konnte ein nicht wiedergutzumachender Fehler begangen werden. Ohne Beratung, insbesondere mit meinem Freund „Alfred" lief nichts. In den Beratungen mit ihm ging es darum, wie wir die BND-Agenten wirken lassen und desinformieren konnten. Meine Erkenntnisse schöpfte ich aus dem gesamten Bundesnachrichtendienst, dem Personal und den Plänen, die ich hinter den Pullacher Toren in Erfahrung bringen konnte.

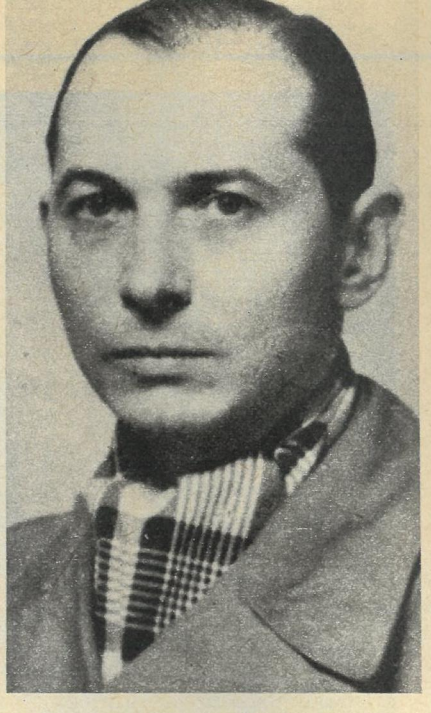
BND-Operationen zu paralysieren – und da waren wir uns einig – hieß, den heißen Krieg zu verhindern. Schon damals gingen wir als Humanisten und Sozialisten davon aus, daß ein Krieg keinen Sinn hat... Von diesem Standpunkt leitete ich für mich das moralische Recht ab, mein kompliziertes Doppelspiel zu betreiben.

Der Bundesnachrichtendienst dagegen hat sich voll als Instrument des kalten Krieges profiliert. Was die schon erwähnten Rahmenaufträge der Spionage des Dienstes besagen, ist dies: Ist der Krieg einmal da, dann werden die Leute schon einen „Sinn" in ihn hineinlegen. So war es ja wohl auch aus westlicher Sicht in den Aggressionen gegen die Befreiungsbewegungen in Korea und Vietnam. Ein zukünftiger Krieg in Mitteleuropa, darüber gab es bei mir keinen Zweifel, würde den dritten Weltkrieg auslösen und von der westlichen Welt heuchlerisch als Krieg der Verteidigung der „Freiheit" geführt werden. Es galt, diese Demagogie frühzeitig zu entlarven und damit vorbeugend die Pläne der Revanche und Aggression bloßzulegen.

1959/60 hatte sich die BND-Struktur trotz der teilweise wirren administrativen Praktiken Gehlens gefestigt. Was blieb, war die praktische Frage, wie sicher an die geheimen Planungen des Dienstes heranzukommen war.

Ich richtete meine Aufklärungsarbeit nach den gegebenen Referatsstrukturen aus und schuf mir durch





Das Doppelspiel eines Aufklärers

Er war, damals als junger Referendar, ein Rädchen im Getriebe des faschistischen Nachrichtenapparates – und wurde abgeschreckt von dem Regime, dem er diente. Aus Scham und Erbitterung kam Ablehnung, aus Nachdenken erwuchsen Erkenntnis und Willen, mit der Vergangenheit ein- und für allemal zu brechen. Doch Heinz Felfe (Fotos oben) ging noch einen Schritt weiter: Er wurde zum Kämpfer – als Kundschafter für die UdSSR, der bis ins Zentrum der BRD-Spionage vordrang. Vor kurzem erschien, nahezu zeitgleich in Moskau und Berlin, die Autobiographie „Im Dienst des Gegners" von Prof. Dr. jur. Heinz Felfe; FREIE WELT druckt – mit Genehmigung des Verlages der Nation – Auszüge.

intensive Kontaktpflege außerhalb des Bereiches Gegenspionage meine Querverbindungen. Freilich gab es auch für mich Minuten, in denen mir buchstäblich die Knie wackelten. Einmal mußte ich schneller als vorgesehen eine Sendung für den KGB fertigmachen. So nutzte ich die Zeit meines Sonntagsdienstes (Mitarbeiter vom Dienst nannte man dies) und fotografierte fleißig Dokumente. Am Wochenende waren ohnehin nur die Diensthabenden in der Zentrale, so daß ich hoffen durfte, ungestört arbeiten zu können. Plötzlich jedoch klingelte es an der Außentür meiner Bürobaracke. Was sollte ich tun? Die Situation in meinem Arbeitszimmer war eindeutig. Mit einem Griff flogen Fotostativ und Kleinstkamera in das Seitenfach meines Schreibtisches, im Weggehen löschte ich die Schreibtischlampe, in die ich eine stärkere Glühlampe eingeschraubt hatte. Im Nu war ich an der Tür, öffnete und trat resolut hinaus. Vor mir stand der diensthabende Führungsbeauftragte. „Guten Tag, Herr Friesen. Mein Dienst ist jetzt beendet. Ich wollte mich nur verabschieden und Ihnen noch ein schönes Wochenende wünschen und fragen, ob es noch neue Informationen gibt?" Ich erklärte, daß es zur Berlinsituation – es war wieder einmal eine Krise – nichts Neues gebe, so daß einem ruhigen Wochenende nichts entgegenstehe. Nach dem Weggang meines diensthabenden Chefs mußte ich erst eine Pause einlegen, um mich von der unerwarteten Störung bei meiner Fotoarbeit zu erholen.

Solche gefährliche Arbeit erledigte ich – wie ich bereits erwähnte – immer während der regulären Dienstzeit. Meistens am Vormittag, wenn die Mitarbeiter das zweite Frühstück genossen, bereitete ich meine Informationen für den Versand nach Moskau auf. Aber das wichtigste war doch mein enges Verhältnis zu allen Bereichen. Das Gespräch am Rande des Dienstes half mir ebenfalls, Zusammenhänge, Rivalitäten und die Pläne der einzelnen Spionageabteilungen zu erkennen. Es war ein harter nachrichtendienstlicher Alltag mit seinen vielen Klippen und Kanten. Nur wer das durchlebt hat, weiß um die innere Überzeugung, die man dafür aufbringen muß.

Die spezifischen Methoden der Gegenspionage im BND waren wie in allen Nachrichtendiensten darauf ausgerichtet, Doppelagenten zu erkennen oder solche zu werben, das heißt, Agenten „umzudrehen", diese dann mit Spielmaterial auszustatten, um den Gegner zu desinformieren, abzulenken und zu beschäftigen. Scheinnetze, Spielmaterial, Doppelagenten waren die zweckdienlichsten Mittel der Gegenspionage, auch des BND.

Was könnte man unter einer Operation der Gegenspionage aber verstehen, wird der uneingeweihte Leser fragen. Gegenspionage im herkömmlichen Sinn ist eine offensive Handlung. Ihre Strategie ist der Angriff mit dem Ziel, feindliche Aktionen zu erkennen und durch planmäßige Gegenmaßnahmen die Absichten des Gegners zunichte zu machen. Eine erfolgreiche Erfüllung dieser Aufgaben macht nicht nur den oft bedeutenden Aufwand der anderen Seite unwirksam, sie soll darüber hinaus den Weg ebnen zum klassischen Ziel der Desinformation, nämlich den Gegner durch Falschmeldungen über die politische oder militärische Lage zu gefährlichen Fehlhandlungen zu verleiten. Damit dies erreicht wird, kann es notwendig werden, in das gegnerische Spionagenetz einzudringen, um die von ihm angewandten Methoden geschickt auszunutzen und ihn durch Täuschung zu Maßnahmen zu veranlassen, die nicht in seinem Interesse liegen. Durch meine Tätigkeit in der Gegenspionage des BND konnte ich dessen Absichten für die sowjetische Aufklärung durchschaubar machen. Wir erkannten die Gefahren offensiver Aktionen des BND frühzeitig, und damit war aus meiner Sicht eine offensive Abwehr gegeben. In den Jahren meiner Zugehörigkeit zum BND lief eine Vielzahl von Operationen unter meiner direkten Beteiligung oder gar Anleitung. Eine der wohl bedeutendsten war der Einbau von Abhörtechnik in die sowjetische Handelsvertretung in Köln, ferner gab es diverse Versuche von Agentenwerbungen im sowjetischen Personalbereich, auch von Reisenden aus der DDR und anderen sozialistischen Staaten.

Besonders konnte ich aber über die Scheinaktionen des BND berichten. Ich kannte alle seine Doppelspiele. Die sowjetische Seite knobelte dann nach Erhalt der Informationen, inwieweit wir – ohne unsere eigenen Genossen zu gefährden – „mitspielen" konnten. Natürlich durfte vor allem nicht ich in Verdacht geraten, aber das war nicht immer so schwer, denn Spielmaterial mußte ich ohnehin als BND-Mitarbeiter benutzen. Es kam darauf an, es doppelt zu bearbeiten und die Agenten am „Leben" zu erhalten. Ein erkannter Doppelagent ist im Grunde genommen nur noch eine geringe Gefahr. Und falsche Nachrichten haben auch ihren Wert, wenn man aus ihnen erkennt, wovon sie ablenken oder was sie vertuschen sollen.

Im nächsten Heft:

Gegenspionage wird zum Bumerang

Fotos: privat

ZEUGENVERNEHMUNG

Eine FREIE WELT-Serie: zeitgenössische Zeugnisse deutscher Zustände – Dokumente, Erinnerungen, Fotos; Tatsachen, Urteile, Meinungen. Rückblick auf drei Jahrzehnte und ein Jahr: vom Zusammenbruch des Kaiserreichs im November 1918 bis zur Gründung der DDR im Oktober 1949

Der Entlastungs-zeuge

„Wir Sozialdemokraten … fürchten den Augenblick, da die Masse, die Straße … die Durchführung unseres Parteiprogramms von uns verlangt und eine Republik fordert."

Ebert zehn Tage vor der Revolution

„Wenn der Kaiser nicht abdankt, dann ist die soziale Revolution unvermeidlich. Ich aber will sie nicht, ja, ich hasse sie wie die Sünde."

Ebert zwei Tage vor der Revolution

„Am 10. abends habe ich telephonisch ein Bündnis geschlossen mit dem Volksbeauftragten Ebert zur Bekämpfung der Revolution … Zunächst hat es sich darum gehandelt …, in Berlin die Gewalt den Arbeiter- und Soldatenräten zu entreißen. Zu diesem Zwecke wurde eine Unternehmung geplant, der militärische Einzug von zehn Divisionen in Berlin. Der Volksbeauftragte Ebert war durchaus damit einverstanden."

Aussage General Groeners im sogenannten Dolchstoß-Prozeß

„Die Wilhelmstraße lag in schwarzer Nacht. I
kanzlerpalais brannten zwei kümmerliche La
hatte neben sich einen kleinen rundlichen Zi
Es war der Volksbeauftragte und spätere Re
Ebert … Ebert, im Halbschatten, begann zu u
hat stets an vorderster Front gestanden, we
rief. Heute seid ihr vielleicht zu eurer letzten
rufen.' … Das einzige Hindernis … waren, wie
nige gewissenlose Rowdys … Diese meutern
schlagen, sei unsere heilige Aufgabe. Er mei
kus-Matrosen … So stark war die Wirkung de
daß wir Offiziere – alles Grafen und Barone –
zum erstenmal im Leben – alle je zwei Munit
und mit eigenen Händen die Linden hinunter

Wolfgang Gans Edler Herr zu Putlitz,
1918 Leutnant im Königlich Preußischen
in seinen Erinnerungen „Unterwegs nach

Bundesgenossen: Ebert, Generalleutnant Lequis, Kriegsminister Scheüch, Oberbürgermeister Wermuth begrüßen konterrevolutionäre Truppen. Berlin, 10. Dezember 1918.

**Nur vor dem Reichs-
ternen ... Der General ...
vilisten mit Spitzbart ...
eichspräsident Friedrich
uns zu reden: ‚Die Garde
nn das Vaterland sie
, aber höchsten Tat be-
e Ebert sie nannte, ei-
nden Banden zu zer-
nte damit die Sparta-
er Ebertschen Rede,
– ... beim Aufbruch –
tionskästen ergriffen
schleppten."**

**Dritten Garde-Ulanenregiment
h Deutschland"**

In dürren Worten bestätigte der Zeuge Groener, im November 1918 der starke Mann der Armee, dem Gericht, daß der Herr Reichspräsident Ebert die Revolution verraten habe, und zwar am Abend ihres zweiten Tages. Groener sprach die reine Wahrheit: Hand in Hand mit Ebert hatte er die Revolution erwürgt. Und genau das war es, was der Herr Reichspräsident hören wollte. Groener war sein Entlastungszeuge, der die Verleumdung widerlegen sollte, die Ebert so bitter kränkte – daß auch er zu den „Novemberverbrechern" gehöre. Der General, ein Ehrenmann, stand zur Wahrheit, und Ebert, noch ein Ehrenmann, war rehabilitiert.

Der Schwindel begann 1918 schon mit dem Titel: Volksbeauftragter nannte sich Ebert. Beauftragt, die Geschäfte zu führen, hatte ihn der Prinz Max von Baden, des Kaisers letzter Kanzler. Im Scheinwerferlicht also Ebert und weitere fünf nicht vom Volk Beauftragte, drei von der SPD, drei von der abgespaltenen USPD. Hinter den Kulissen unangetastet, der alte Regierungsapparat, vom Pförtner bis zum Minister. In Eberts „Revolutionsregierung" saßen mehr Adlige als Sozialdemokraten.

„Wir bitten", telegrafierte der Sechser-Rat 48 Stunden nach dem Sturz der Monarchie an die Oberste Heeresleitung, zu Händen des Generalfeldmarschalls von Hindenburg, nicht: wir befehlen, wir ordnen an, sondern: wir bitten – die Helden der Revolution den geschlagenen Feldmarschall des geflohenen Kaisers. Und um was baten sie? Anzuordnen, daß im Heer „militärische Disziplin, Ruhe und straffe Ordnung" aufrechtzuerhalten sei. Und was sollten die Soldatenräte tun? Die Offiziere „unterstützen", und zwar „rückhaltlos". Hindenburg, versteht sich, erfüllte die Bitte.

Man hat im nachhinein versucht, Ebert als betrogene Unschuld vorzuführen. Gesundbeterei und sonst gar nichts. Seine politischen Erfahrungen reichten bis in die Zeit des Sozialistengesetzes zurück, und er wußte sehr gut, mit wem er es zu tun hatte.

Der Fall ist so kompliziert nicht: Wer die Revolution haßt, landet unvermeidlich bei der Konterrevolution. Niemand kann Ebert, Scheidemann, Noske und andere, spätere Wortführer der Sozialdemokratie von der Verantwortung für Beschaffenheit und Wesen der Weimarer Republik freisprechen. Wer in der Stunde der Revolution, als noch alles möglich ist, diesen Hindenburg bittet, für Zucht und Ordnung zu sorgen, wer sein eigenes politisches Schicksal in die Hände dieses Generals Groener legt, wer die Kriegsgewinnler in der Industrie und den ganzen alten Machtapparat ungeschoren läßt, der hat jedes Recht verloren, sich zu wundern, wohin es am Ende mit dieser Republik gekommen ist.

Jürgen Jessel

Lesenswertes zu unserem Beitrag: Walter Oehme, Damals in der Reichskanzlei, Berlin 1958. Erinnerungen aus den Jahren 1918/1919.

Foto: Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Zentrales Parteiarchiv

NIKOLOS BARATASCHWILI

Der Ohrring

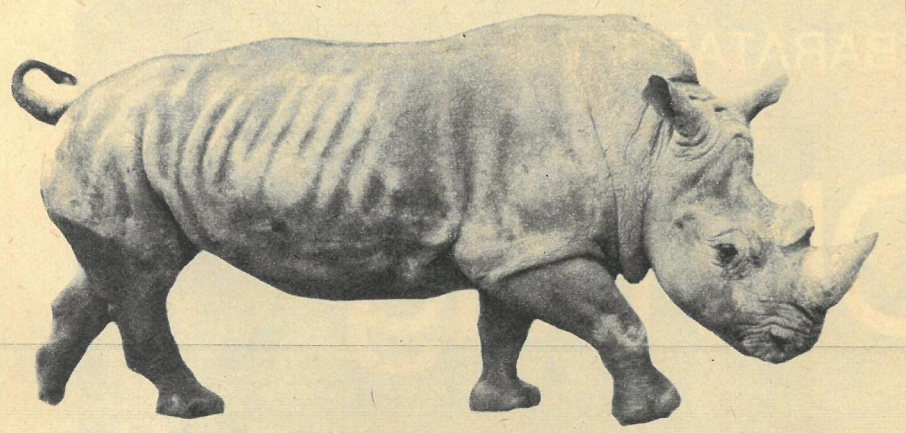
Wie der Schmetterling
Leise schaukeln macht
Eine schöngewachsene Lilie
Spielt der Ohrring sacht
Spielt am Hals der Schönen
Mit dem Schatten, mit seinem Schatten.
O beneidenswert
Der sich Atem holt
Dir im Schatten, schaukelnder Ohrring
Zart und bebend läßt
Einen Hauch du wehn
Leise kühlt er die Gluten des Herzens.
Ohrring! zauberisch
Regst das Blut du auf
Sagt, wer stillt unter dir die Lippen?
Schlürft den Sorbet dort
Der Unsterblichkeit
schmiegt an dich die begehrliche Seele?

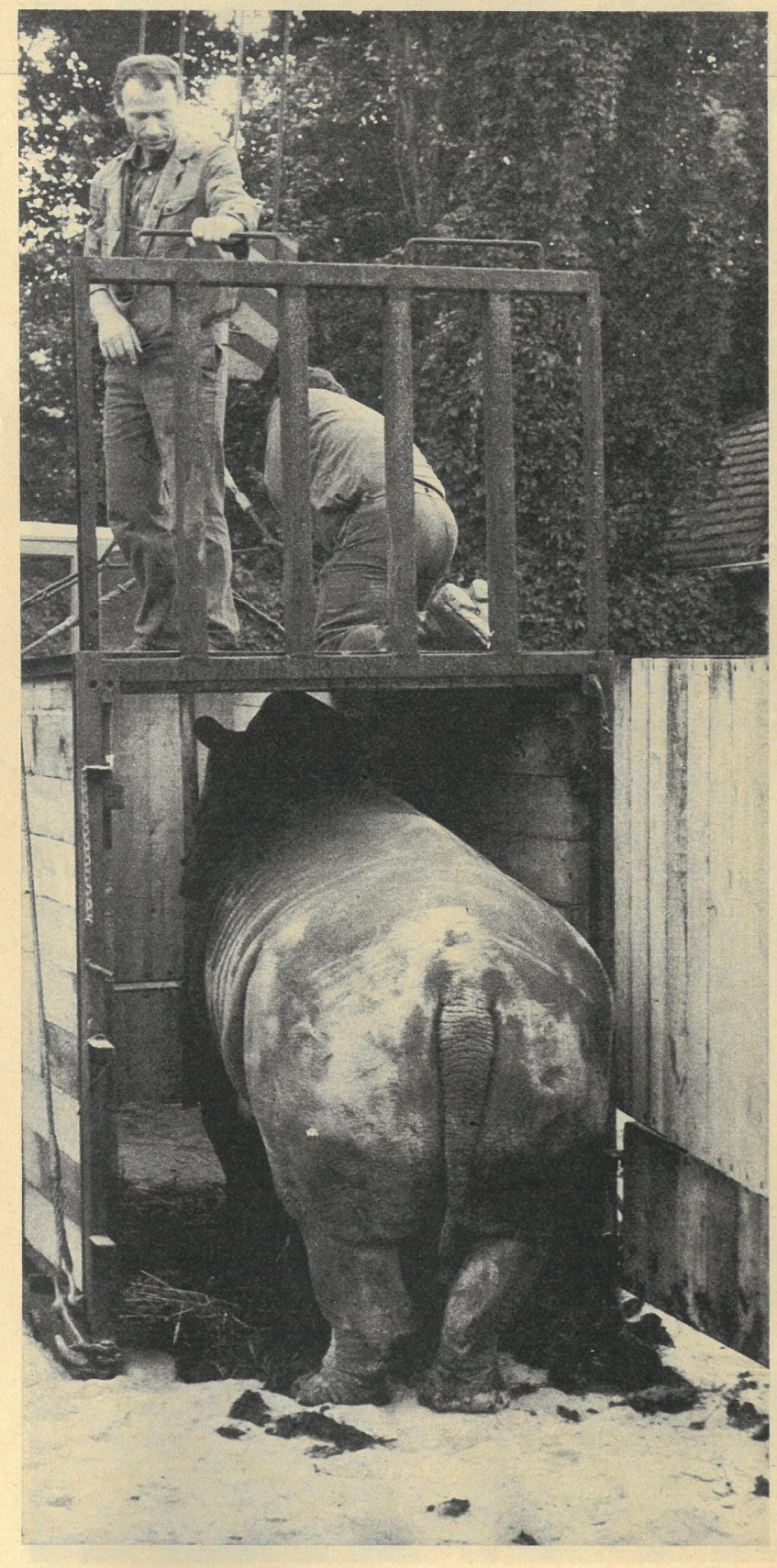
Nachdichtung:
Rainer Kirsch

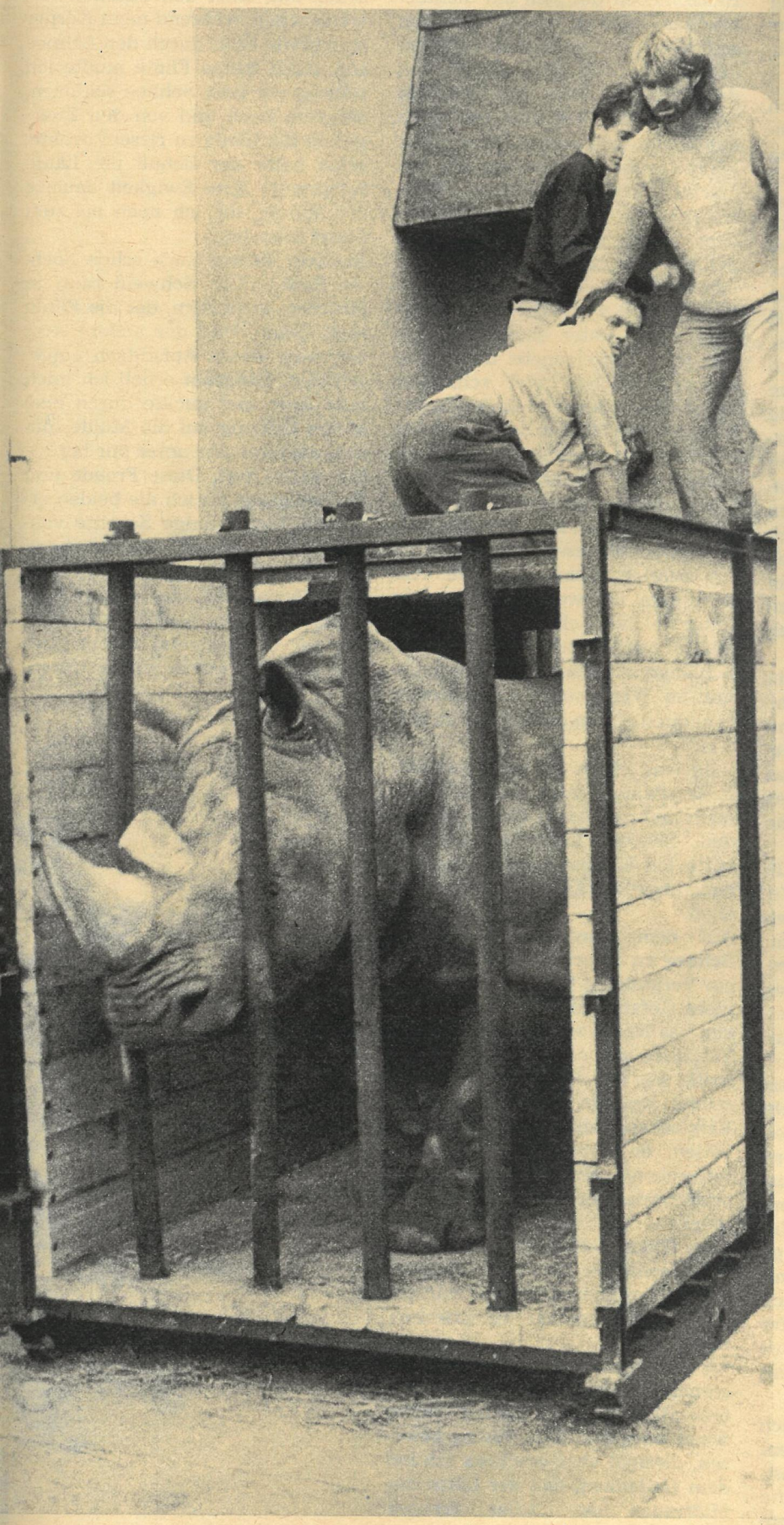
Der georgische Dichter Nikolos Barataschwili lebte von 1817 bis 1845.

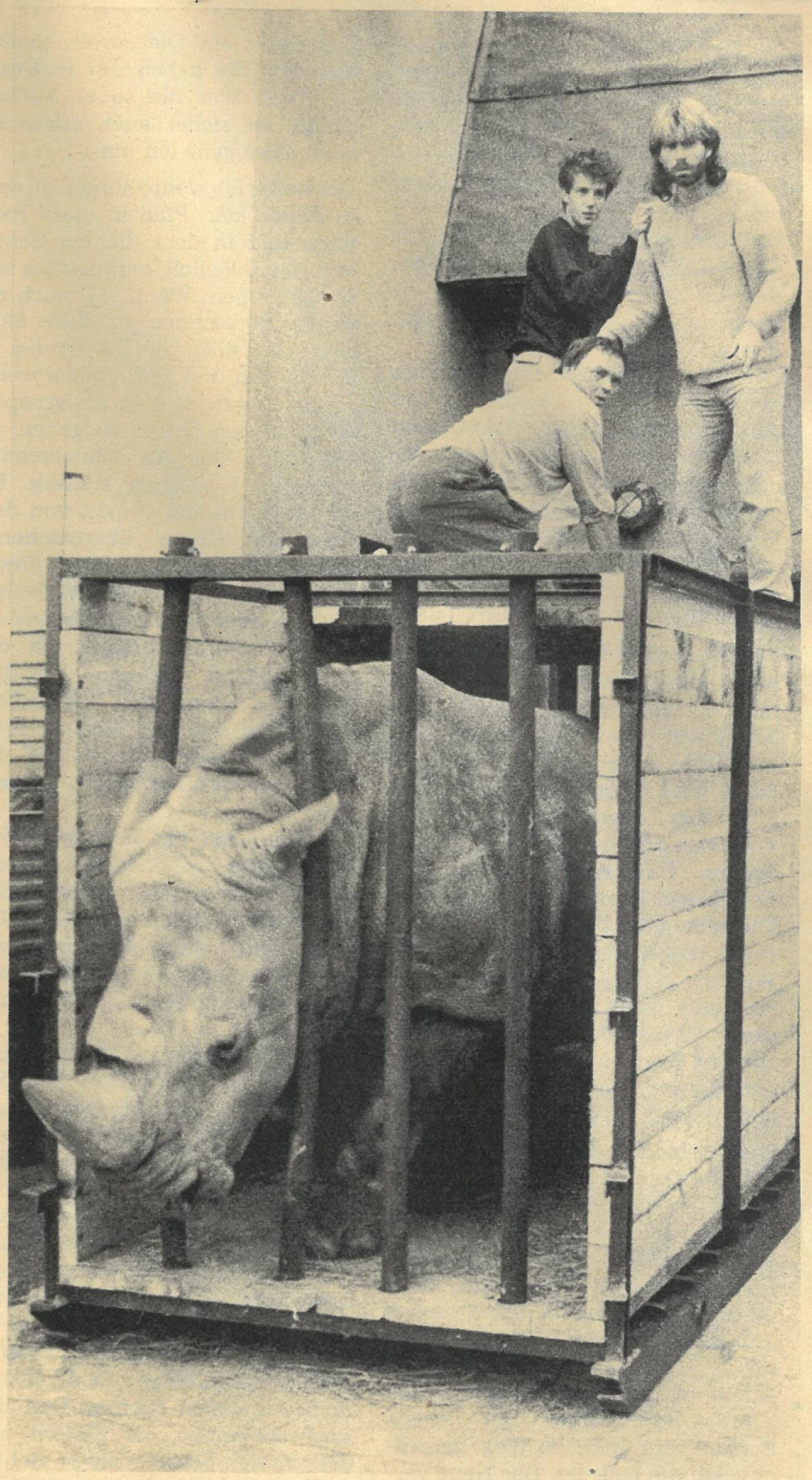
Peter Meißner fotografierte die junge Dame aus Warschau bei einer Modenschau.

Poltern nach der Hochzeitsnacht









„Aufstehen. Ende der Flitterwochen!“ – Ehrlich, wer möchte sich so wecken lassen?
Kein Wunder, daß Madame, die stattliche Breitmaulnashorn-Dame „Lozi“, nur ungern das schöne böhmische Quartier verließ und die Zumutung, in eine Kiste zu steigen, mit Wutschnauben quittierte. Dabei hatte man ihr gegen Reisefieber auf dem Weg vom Zoo Usti nad Labem nach der Spree eine Portion jenes beruhigenden Präparats verordnet, das zum täglichen Brot eines stark beanspruchten, sagen wir, Ersatzteilverkaufsstellenleiters gehört. Doch – wie auch beim Menschen möglich – brachte das wohltätige Mittel die Umzugskandidatin erst recht in Rage. Mit ihren runden fünftausend Pfund (gewichtigstes Landtier nach dem Elefanten) nahm sie Anlauf und... Rammstoß nach links, ein zweiter in die rechte Ecke – beim dritten erschien das gewaltige Haupt mitten zwischen den Stäben.
Nun weiß jeder Anfänger im Zoofach, daß – wenn ein Tiger den Kopf durch eine Öffnung zwängt, Leute mit ungeschützter Haut sich tunlichst aus dem Staube machen; denn im nächsten Augenblick folgt der geschmeidige Körper! Anders beim Dickhäuter, da bleibt der massive Rumpf hinter der Halskrause stecken. Falls das Gitter hält. Deshalb die Weisung des Reiseleiters: „Getürmt wird erst auf mein Kommando.“ Seine Mannen aber enteilten schon in der oben gezeigten Phase. Ohne Befehl. Einzig der Fotograf blieb auf seinem Posten. Und am Drücker. So ein Sucherbild verharmlost manches.
„Lozi“ bezog wieder ihr Gehege im Berliner Tierpark. Ob sie wohl noch träumt von nashörnlicher Zweisamkeit zu Usti? Breitmaulbullen sind eifrige Freier; lange dauert die Vereinigung, und vielmals hintereinander geschieht, was man an polytechnischen Oberschulen heute schon vor Fünftkläßlern wissenschaftlich schlicht als Ejakulation bezeichnet. Ob mit Erfolg am Elbestrand, das wird sich weisen. Die Emballage unterdessen, das Reiseabteil, ist in Reparatur.

Johannes Rana (Text)
Dr. D. Minnemann (Information)
M. und M. Barz (Fotos)

Ein Ritter

István Bársony

Es war Winter, und der reifbedeckte Wald bot das Bild einer herrlichen Eiswelt. Der Wind holte kaum Atem in dieser großen Waldung, er wütete draußen im Heideland und stöhnte dort die Seufzer des Todes.

Umherspazierend lauschte ich in das geruhsame Schweigen hinein, das um so vollkommener war, je tiefer ich in die Einsamkeit eindrang.

Draußen am Waldrand krächzten noch die Krähen. Drinnen, unter den großen Bäumen, hörte man nur noch die Spechte klopfen. Einige Schwanzmeisen schwirrten vor mir durch die Sträucher des Schlages. Eine Amsel flitzte im dichten Gesträuch vorbei, ihr Schnattern war der lauteste Ton dieses Idylls.

Die weiße Pracht, die mich umgab, war überwältigend. Schneebemützte Jungfichten, reifglitzernde Sträucher unterhielten mich mit einer Bilderfolge aus dem Märchenland. Und trotzdem vermißte ich jetzt hier etwas, dessen Fehlen auch den schönsten Wald zu einem starren Totenacker macht. Kein Vogelsang, kein Duft, kein Leben. Die echten Kinder der Freiheit sind meist längst vor der Ungunst des Wetters geflohen. Hier geblieben sind nur ganz große Herren und arme Tropfe. So ein großer Herr streicht jetzt eben hoch über mir dahin, als wollte er seinen Morgenspaziergang beginnen.

Ein Steinadler zieht in leichtem Schwung einen großen Bogen über den Himmel, seine reglosen Flügel werden von den Luftwellen getragen. Dann hält er wie festgenagelt inne, um Ausschau zu halten. Bald darauf schwingen die Segel wieder und der große Adler streicht weiter.

Auch ich gehe weiter und beobachte, durchsuche den neuen Schnee, der meinen Weg gesprächig stumm bedeckt. Das Neue verdeckt alles Alte und hält jedes neue Zeichen fest. Wer diese Zeichen kennt, kann sich daran erfreuen, was sie ihm alles verraten. Was über den jungfräulichen Schnee geschritten ist, hat unvermeidlich seine Trittsiegel hinterlassen. Man kann es ablesen, wo aus dem Dikkicht ein Hase gehoppelt kam, wo ein Fuchs über den Waldpfad schnürte. Wohin das Rehwild gezogen ist und wo das Rotwild in den dichten Schlag eintrat.

Das alles ist aber Vergangenheit. Jetzt läßt sich keiner der Nachtwandler sehen. Selbst die kreuzförmigen Geläufe der Fasanen weisen ausnahmslos in den Schlag.

Trotzdem ist etwas da, das meine Aufmerksamkeit anzieht und mein Interesse erregt. Über einer Mulde im Schlag, einige hundert Schritt vor mir, fliegen Elstern hoch und kreisen unruhig über einem Punkt, auf den sie offenbar nicht einzufallen wagen. Die Elstern sind große Halunken, ein Diebesvolk sondergleichen. Sie haben immer Unfug im Kopf. Was die so in Aufruhr bringt, ist sicher auch etwas für mich. Also gehe ich hin.

Das heißt: Ich wollte hingehen, doch es führte kein Pfad in diese Richtung, und in dem dichten Schlag war es unmöglich, geräuschlos weiterzukommen. Wenn mir auch der weiche Neuschnee zu Hilfe kam, raschelten doch die Zweige bei jedem Schritt und Tritt. Schon wollte ich es aufgeben, dem Elsternspektakel auf den Grund zu gehen, als hoch über mir ein schneidendes, wütendes Kreischen erklang. Ich sah zum Himmel empor, von dem diese im Winter überraschende Stimme herkam. Am blauen Firmament sauste ein dunkles Wölkchen mit rasender Geschwindigkeit dahin. Staunend verfolgte ich den blitzschnellen Flug: Plötzlich klappte der sausende Wolkenfleck zusammen und fiel wie ein Stein zur Erde nieder. Genau auf den Punkt, wo sich die Elstern tummelten.

Jetzt ging mir ein Licht auf: Mein Adler hatte von oben die Ursache des Elsterntreibens erkannt und meldete sich eilends zur Stelle. Gewiß nicht ohne Grund. Etwas mußte ihn angezogen haben, was auch mich nun nicht mehr in Ruhe ließ.

Es war hellichter Tag. Alles nächtliche Wild rastet um diese Zeit. Weder Füchse noch Marder pflegen bei Tag herumzustreifen, und wenn es zufällig ein Fuchs gewesen wäre, der die Beute schlug, so hätte er sie ins Dickicht geschleppt, wo er sich ohne Elstern und Adler an ihr gütlich tun konnte. Dort, wo der Steinadler eingefallen war, konnte jetzt nur ein Tagräuber schmausen, ein Greifvogel also, und noch dazu einer, in dessen Nähe sich die Elstern nicht hinwagen durften. Den Bussard vertreiben die Elstern, und dem Falken bereiten sie so viel Ungemach, daß es dieser großzügige Räuber schließlich satt bekommt und, die Beute dem Bettelpack überlassend, sich ein neues Opfer sucht. Aber wenn es weder ein Bussard noch ein Falke ist, was für ein Vogel kann es dann sein?

Der Schrei des Adlers verriet auch das. Das Adlerwort kann nur dem Adler gelten. Und die große Hast, mit der sich der König der Lüfte aus der Höhe herabstürzte, deutete ebenfalls darauf hin, daß er vielleicht einen Vetter, jedenfalls aber einen Artgenossen eräugt hatte.

Die Elstern stoben entsetzt auseinander und verzogen sich auf einen großen kahlen Baum, der zur Rast für die gefiederten Diebe wie geschaffen war. Die Ankunft des neuen Gastes war ihnen offenbar recht unangenehm, da er sie jeder Hoffnung beraubte.

Unter den Niederungen des Waldes war der Kessel, in den sich der Steinadler niedergelassen hatte, die größte. Die lange Mulde barg eine Blöße, neben der sich ein dichtbestockter Rücken erhob. Um den steil aufragenden Rücken zu erreichen, ohne daß mein Nahen von der anderen Seite her bemerkt würde, mußte ich hier nur noch den Kamm erklimmen, dann hätte ich die großen Räuber vor mir. Ich machte mich eilends daran, denn ich kannte meine Gegenspieler. Hier waren größte Vorsicht und Schlauheit geboten. Das Adlerauge ist schärfer als jedes andere.

Den Mantel warf ich ab und versteckte ihn unter einem Strauch, den ich kennzeichnete. So konnte ich mich schon viel schlanker durch das Dickicht zwängen, in das nirgends ein Pfad gebahnt war. Es erschien mir zunächst als ein hoffnungsloses Unterfangen, doch Diana war mir gnädig. Nach kaum 10 Schritten kam ich auf einen vielbenutzten Wechsel, der gerade in die richtige Richtung führte. Auf dem kam ich weiter voran, aber unter welchen Schwierigkeiten! Ich mußte mich kriechend wie eine Schlange unter den Sträuchern, die mir im Wege standen, durchwinden, um nicht an die Zweige zu stoßen.

Bald war ich in Schweiß gebadet, auch ohne Mantel. Ich bewegte mich mehr auf dem Bauch als auf den Beinen. Ganz aufgerichtet hätte ich keinen Schritt tun können, ohne Geräusche zu verursachen.

Auf dem samtweichen, weißen Schnee zu kriechen war geradezu ein Vergnügen. Wenigstens lief ich nicht Gefahr, mir vom vielen Bükken das Kreuz zu verbiegen.

Trotzdem war es nicht diese Akrobatik, was mir die größte Sorge bereitete, sondern die Angst, in dem Versteckspiel die Richtung zu verfehlen. So unter den Sträuchern schleichend sich auch noch zu orientieren, das war so gut wie unmöglich.

Zum Glück halfen mir die Elstern. Sie erschienen über dem interessanten Punkt und zeigten mir damit an, wohin ich zu kriechen hatte.

Im Anschleichen störte ich einen zornigen Fasanenhahn auf, der mir ordentlich seine Meinung sagte. Sonst wäre das ohne Belang gewesen, diesmal aber erschrak ich bei dem Gedanken, daß der Lärm das Mißtrauen der Adler erregen könnte.

Die Minuten kamen mir wie Stunden vor. Aber endlich war ich unter dem länglichen Rücken. Die Elstern flatterten kaum 100 Schritt vor mir, und wenn ich den Kamm des Rückens erreichte, konnte ich noch etwa 30 Schritt gewinnen.

Ich pustete wie ein überanstrengtes Dampfroß. Dabei durfte ich nicht viel Zeit verlieren: Die Adler konnten auch aus ganz unberechenbaren Gründen abstreichen.

Nur ein Jäger kann die atemberaubende Erregung nachfühlen, mit der ich mich Zoll für Zoll zwischen und unter den Büschen vorwärts schob, während mein Körper eine breite Spur durch den Schnee zog. Auch meine Flinte mußte ich ständig vor dem Schnee schützen, der vom Laub und von den Zweigen in die Läufe zu rieseln drohte, sonst hätte der Schuß die Läufe zersprengt. Eine Ewigkeit dauerte die Minute, die ich noch bis zum Sattel brauchte.

Endlich! Es war auch schon höchste Zeit! ... Der Schweiß rann in Strömen, mein Arm, der die Flinte hielt, bebte. Und der andere Arm war vom vielen Aufstützen eingeschlafen. Langsam erhob ich mich aufs Knie und guckte durch eine kleine Öffnung auf die Mulde hinaus, die nunmehr unter mir lag.

Sie waren dort. Diese Freude und Befriedigung, als ich die beiden erblickte, kaum einige Schritte voneinander entfernt! Sie rüsteten eben zum Zweikampf. Das Großartige dieses Anblicks nahm mich völlig gefangen. Vorläufig machte ich mir nicht einmal viel daraus, daß sie wohl etwas weiter waren,

Corvina-Verlag, Deutsch von József Sternberg

Illustration: Reiner Zieger

der Lüfte

István Bársony (1855–1928) läßt in seinen Geschichten die Leidenschaft des Jägers erkennen und führt die Handlung langsam bis zum dramatischen Höhepunkt. Gleichzeitig erschließt er ein sehr intimes Verhältnis zur Tierwelt, ohne die Gefühle dieser Mitbewohner unseres Planeten direkt zu vermenschlichen. Aus seinen Erlebnissen und Erfahrungen entstand eine umfangreiche Sammlung in 14 Bänden.

als ich erwartet hatte. Egal, die Hauptsache war: Ich hatte sie vor mir und konnte sie bewundern.

Der eine Adler, der größere, stand auf dem Kadaver, einem Kitz, und suchte ihn gegen den lieben Vetter zu verteidigen. Wie er sich mit dem schlagbereiten mächtigen Schnabel vorbeugte, kam es mir vor, als wollte er sagen: „Ich habe gejagt, ich habe mich angestrengt, und du willst die Früchte genießen. Du wirst schon sehen, wohin das führt…“

Der andere, der sich zur billigen Beute drängte, schwang währenddessen die Flügel, als wolle er sofort den Zweikampf beginnen. Aber der große Adler schien bereits gesättigt, denn er zeigte keine Eile, den Fehdehandschuh aufzunehmen. Er war auch nicht aufgeregt, nur entschlossen. Man sah es ihm an, daß er nicht gewillt war, dem zudringlichen Stammesgenossen auch nur einen Bissen zu überlassen.

Sie waren so sehr miteinander beschäftigt, daß ich es wagen konnte, noch etwas näher zu treten. Einige Schritte konnten schon einen großen Gewinn bedeuten… Doch fiel mir die Turnübung schon zu schwer, und ich glitt plötzlich aus. Das Strauchwerk erzitterte raschelnd um mich herum.

Im nächsten Augenblick gaben sich beide einen mächtigen Schwung und hoben sich in die Lüfte, in brausendem, pfeilschnellen Flug. Ich durfte nicht länger abwarten. Rasch schoß ich aus beiden Läufen, auf den größeren Adler zielend.

Die Federn stoben, er bremste betroffen den Flug und drehte sich förmlich um die Achse, als ob er jemanden suchte, dem er diesen groben Schlag vergelten könnte. Dabei trennten sich die beiden. Der eine, der Unverletzte, wandte sich sausend dorthin, woher er gekommen war: in den hohen, blauen Himmel. Der andere flog niedrig, strich schwerfällig über die Sträucher und ließ sich ermattet sinken, unweit vom Schauplatz des Dramas. Es mußte schlecht um ihn stehen.

Ich ging ihm nach und blickte dabei auf den anderen, der inzwischen wieder zu einem dunklen Wolkenfleck geworden war. Ohne sich zu entfernen, beobachtete er, immer höher kreisend, was sich hier unten tat. Er wollte offenbar das Kitz nicht aus den Augen lassen, und vielleicht interessierte ihn auch das Schicksal seines Gefährten.

Bald erblickte ich den kranken König der Lüfte, wie er auf einer kleinen verschneiten Erdscholle hockte. Wie teilnahmslos starrte er vor sich hin, hatte aber das Gefieder so aufgeplustert, daß er noch einmal so groß aussah wie vorhin, als er sich zum Kampf anschickte. Jetzt war es nicht mehr schwer, ihn anzupirschen. Mit seiner Wunde war an eine rasche Flucht nicht zu denken.

Als ich auf 50 Schritt an ihn herangekommen war, trat ich ihm gegenüber, aus der Deckung. Mochte er die Flucht versuchen, wenn es ihm Freude machte. Hier holte ich ihn schon sicher für ewig aus der Luft. Er unternahm gar nichts dergleichen. Er richtete sich auf und wandte sich mir zu. Ich werde nie vergessen, mit welcher furchtlosen Ruhe er dies tat.

Ich trat näher; er sah mich nur starr, entschlossen, mit männlicher Kühnheit an. In seinem Blick lag Stolz, in seiner Haltung unsagbare Würde. Als frage sein ganzes Wesen: „Bitte? – Was willst du von mir? Ich fürchte mich nicht, wie du siehst!…“

Und um dies auch zu beweisen, zog er, als ich nur noch wenige Meter entfernt war, langsam und entschlossen – auf mich zu!

Betroffen blieb ich stehen. Da schritt er auch nicht weiter.

Erhobenen Hauptes wartete er. Die Halsfedern hoben sich wie ein Kragen ab. Aufgerichtet war er so groß wie ein Truthahn. Kaum hatte ich mich entschlossen, einen Schritt näher zu treten, erwiderte auch er diese Höflichkeit, mir stets in die Augen blickend. So mutig, so achtunggebietend, daß ich unwillkürlich zurücktrat.

Sein verwegener Blick sagte: „Siehst du, daß ich mich nicht fürchte? Hände weg, sonst wirst du was erleben.“

Mein Rückzug schien ihn zu beruhigen. Aber sein gebrochenes Wesen schien auszudrücken: „Siehst du denn nicht, wie krank ich bin? So laß mich doch in Ruhe sterben!…“

Er benahm sich so ritterlich, daß ich mich scheute, an ihn heranzutreten. Rote Tropfen färbten den Schnee an seinen Tritten. Mir gab es einen Stich ins Herz, sein Elend mit ansehen zu müssen. Wer weiß, wie schrecklich er litt. Und trotzdem stellte er sich.

Die Weidmannsehre gebot mir, mich seiner zu erbarmen. Schnell zog ich mich etwas zurück und legte die Flinte an.

Sein Blick blieb starr auf mich gerichtet, auch während er dem zusah. Auf meinen Schuß verkrampfte er sich: Er spreizte die mächtigen Flügel aus, wankte zurück und stürzte dann vornüber. Er regte sich nicht mehr, aber seine Flügel lagen ausgebreitet, als wollte er sich erheben – hinauf zu seinem Genossen, der, von hier unten gesehen, nicht größer aussah als ein Falke.

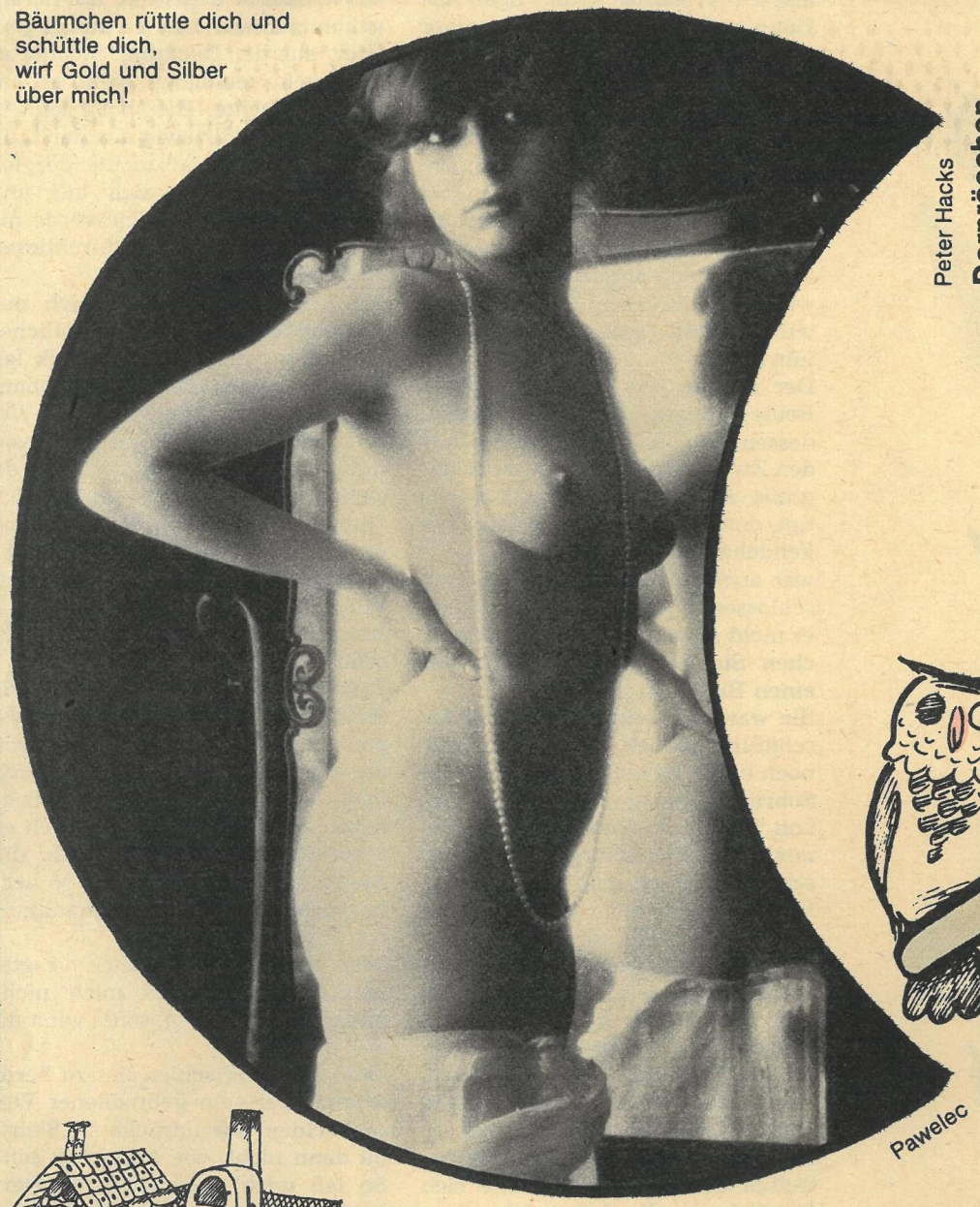
Und jetzt steht er schon hier im Zimmer, präpariert und ausgestopft.

Sooft ich ihn ansehe, kreuzen sich unsere Blicke wie seinerzeit, als er sich, den Tod schon im Leibe, zum Zweikampf stellen wollte. Und jedesmal, wenn mir das einfällt, erfaßt mich ein Gefühl der Reue und der Trauer um diesen kühnen, edlen Ritter der Lüfte.

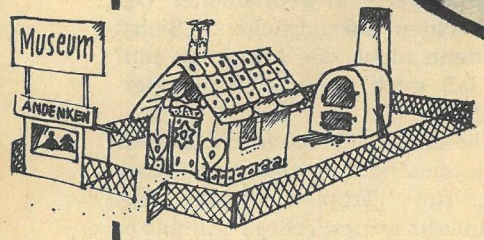
Erstaunen aber gräbt sich dem Gedächtnis ein. Ilja Ehrenburg

Freude und Unglück kann man vergessen,

Bäumchen rüttle dich und
schüttle dich,
wirf Gold und Silber
über mich!



Pawelec



Arkadi Inin

Eine neue Scheherezade

In einer Stadt, wie es sie zu Tausenden gibt, in der die Sonne im Osten aufging und im Westen unterging, wo auf den Winter der Frühling folgte und auf den Sommer der Herbst, lebten Er und Sie. Sie war bildhübsch. Das Strahlen Ihres Antlitzes brachte die Sonne in Verlegenheit. Auch Er war schön und vollkommen, glich einem schlanken Baum und erwarb sich mit Seiner Schönheit die Zuneigung aller.

Er gewann Sie lieb, und auch Sie schloß Ihn in Ihr Herz. Er kam in Ihr Haus, um Ihr von Seiner großen Liebe zu sagen und Ihr Herz und Hand anzubieten. „O Licht meiner Augen!" sagte Er. Doch Er kam nicht dazu weiterzusprechen, denn das Fernsehgerät war eingeschaltet, und in diesem Augenblick teilte eine mondgesichtige Ansagerin den hochverehrten Fernsehzuschauern mit, daß sogleich der erste Teil der Fernsehserie „Tausendundeine Nacht" beginnen werde.

Er und Sie vergaßen alles auf der Welt und verfolgten nun mit großem Interesse die erstaunlichen Abenteuer der weisen Scheherezade.

Als der Film zu Ende war, zeigte die Uhr bereits Mitternacht. Er ging wieder nach Hause – nachdem Er sich vorgenommen hatte, am nächsten Tag wiederzukommen, um Ihr von Seiner großen Liebe zu erzählen und Ihr Herz und Hand anzubieten.

Am nächsten Tag kam er zu Ihr und sagte: „O Licht meiner Augen!" Doch abermals kam Er nicht dazu weiterzusprechen, denn die mondgesichtige Fernsehansagerin teilte mit, daß sogleich der zweite Teil von „Tausendundeiner Nacht" beginnen werde.

Und wieder vergaßen Er und Sie alles auf der Welt und schauten mit großem Interesse den Abenteuern des heimtückischen Wesirs und des allmächtigen Dschinns zu.

Als der Film zu Ende war, zeigte die Uhr bereits Mitternacht. Und erneut kehrte Er nach Hause zurück, nachdem Er sich fest vorgenommen hatte, am folgenden Tag wiederzukommen, um Ihr unbedingt von Seiner großen Liebe zu erzählen und Ihr Herz und Hand anzubieten.

Am nächsten Tag wurde jedoch der dritte Teil gezeigt, und so ging es immer weiter. Der Film dauerte tausendundeinen Abend. Als dann der tausendunderste Teil zu Ende war, erhob Er sich aus dem Sessel und ließ sich vor Ihr auf die Knie nieder. „O Licht meiner Augen!" sprach Er. Aber da erklärte die mondgesichtige Sprecherin, es werde jetzt der erste Teil des Filmes „Hundert Jahre Einsamkeit" gezeigt.

Und so erzählte Er Ihr wiederum nichts von Seiner Liebe, erfuhr daher auch nichts von Ihrer Liebe und bot Ihr auch so nicht Sein Herz und Seine Hand an.

Sie saßen und saßen vorm Bildschirm und waren glücklich. Und sie starben beide am gleichen Tag, als der Fernseher entzweiging.

Peter Hacks

Dornröschen

In einem rosa Höschen,
Die Knie bis an dem Kinn,
So fand ich mein Dornröschen,
Die holde Schläferin.

Ich setzte auf dem Linnen
Mich nieder, wo sie lag,
Und bot, um zu beginnen,
Ihr einen schönen Tag.

Und ist es schon am Tage?
Es wispert als ein Hauch,
Was auch die Glocke schlage,
Ich schlaf tagüber auch.

Da mußt ich mich erdreisten,
Da küßt ich sie geschwind,
Und dorthin, wo die meisten
Küsse von Wirkung sind.

Da glitt ein müder Schimmer
Ihr übers Angesicht:
Mon Prince, ich schlafe immer,
Ob man mich küßt, ob nicht.

Aus: „Wo man liebt, da laß dich ruhig nieder".
Henschelverlag.

2 Wochenspruch

Phantasie ist eine Fähigkeit der Seele.

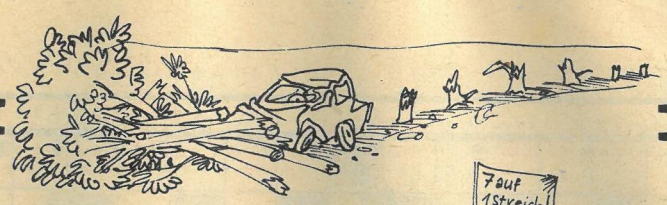
Molière

Tesler,

Unwissenheit ist die Mutter des Wunderbaren. J. G. Herder

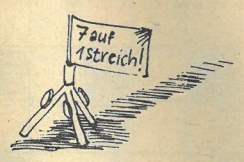
Wer ohne Phantasie ist, bewegt sich im

kuchen und glaubt, sie seien das



tägliche Brot. Iwan Turgenjew

Wie vielfältig und unbegrenzt ist die Landschaft der Phantasie. Klaus Mann



Ich habe oft den Wunsch bemerkt, man möchte ein Mädchen, ein schönes Mädchen sein, aber nur zwischen dreizehn und zweiundzwanzig Jahren; danach aber – ein Mann werden.

La Bruyère

Reziprokes

Auf einen Streich, da fielen vormals sieben.
O wunderschönes Kindermärchenreich,
wo bist du denn, verdammtnochmal, geblieben?
Jetzt braucht man sieben Mann für einen Streich.

W. Funke

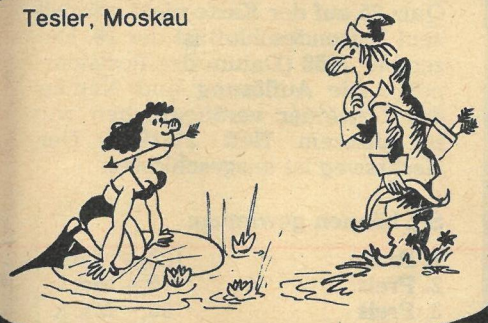
Märchenhaft

Märchenprinzen gibt es keine,
folglich, kapriziöse Kleine,
wär es reinster Unverstand,
würfst du Frösche an die Wand.

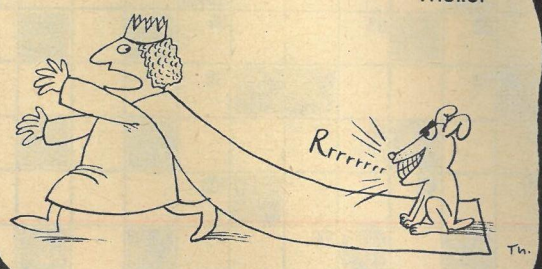
R. Pöhlig

Schneider

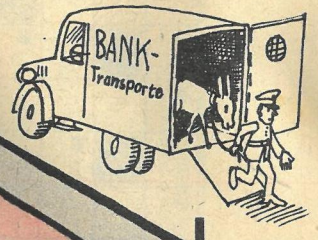
Tesler, Moskau



Theiler



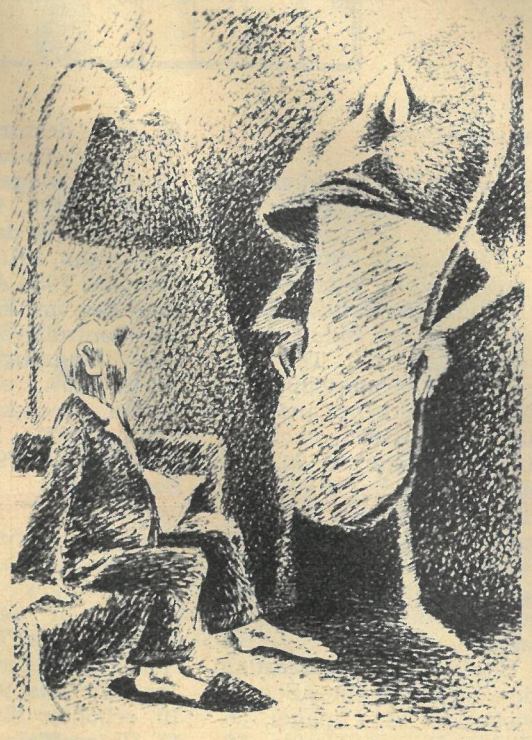
Prinzipieller Schneck von Vlaber, Kaunas



Dörck

Hänsel und Gretel '88: „Und morgen finden wir bestimmt den Weg zur Schule!"

Kopelnizky, Tschernowzy



Märchen: das uns unmögliche Begebenheiten unter möglichen oder unmöglichen Bedingungen als möglich darstellt.

Goethe

Knusper, knusper knäuschen, wir drei sind aus dem Häuschen: Karin Kopp, Hannes Schreiber (Redaktion), Martin Kotsch (Grafik).

Surrealistischer Vierzeiler

Gestern trat ein Fräulein
an mein Bette
Und behauptete,
die Märchenfee zu sein,
Und sie fragte mich, ob
ich drei Wünsche hätte,
Und ich sagte,
um sie reinzulegen: Nein!

Werner Finck

Dmitrijew, Moskau

Phantasiedepunkt

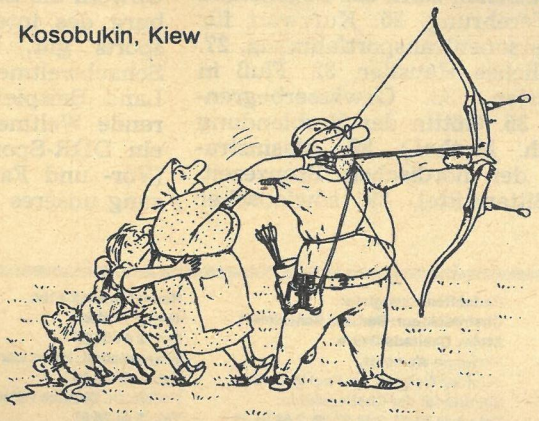
Wahre Geschichten soll man nicht durch Phantasie – zehn Tropfen auf einen Liter Tatsachen – verwässern.

Erich Kästner

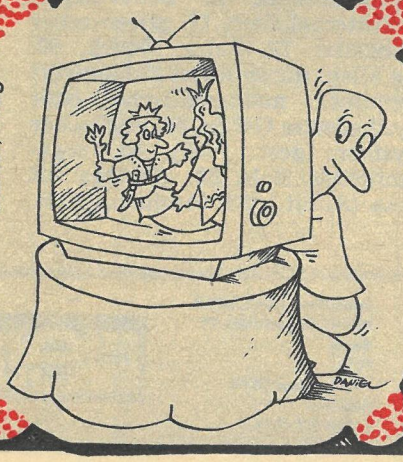
Die Geschichten, die man in der Kindheit las, nehmen etwas vom Zauber unserer eigenen Kindheit an.

Jean Paul

Kosobukin, Kiew



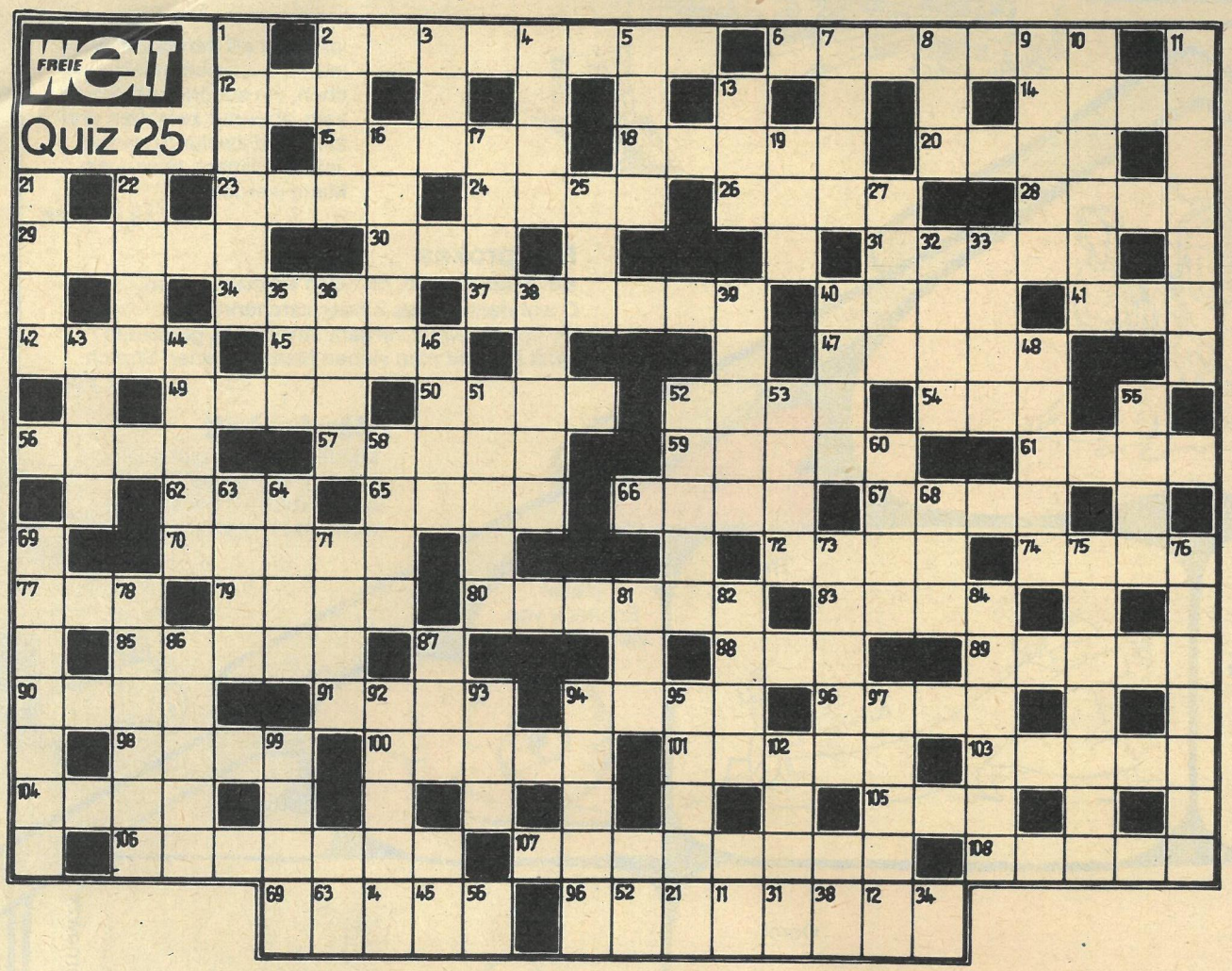
Daniel, Prag



Nur einmal im Leben kann der Mensch wie im Märchen leben, und das ist die Kindheit. Maxie Wander

geistigen Unfug. Heinrich Mann

Unglauben gibt es nicht. An etwas glaubt jeder. Anton Tschechow



Kreuzworträtsel

Kreuzworträtsel: 2. Schachfigur, 6. im Schachspiel Doppelzug von König und Turm, 12. Sportpokal, Ehrenpreis, 14. Biene (dicht.), 15. größtes sowjetisches Pionierlager (auf der Krim), 18. Grünland zur Futtergewinnung, 20. Bühnentanz, 23. Kraftfahrzeug, 24. Teil des Weinstocks, 26. Währungseinheit in Italien (Mz.), 28. Sporenpflanze, 29. Landschaft in Frankreich, nach der eine Weinsorte benannt ist, 30. Aufgußgetränk, 31. Schachfigur, 34. farbige Ringerscheinung um Himmelskörper, 37. Berg im Kaukasus, 40. Insekt, Kerbtier, 41. Lebensgemeinschaft, 42. Autor des Romans „Die Abenteuer des Werner Holt", 45. Schachfigur, 47. Auftrag, Befehl, 49. Blutgefäß, 50. Hafenstadt in Algerien, 52. Name eines Sees in der Sowjetunion, 54. Papagei, 56. Streit, Hader, 57. Lernfreude, 59. Stadt in Oberitalien, 61. Farbe, 62. Hausflur, 65. portugiesischer Seefahrer des 15./16. Jahrhunderts, 66. Stadt in Mittelitalien, 67. Landwirtschaftsausstellung der DDR, 70. Flüssigkeitsrest, 72. Schachfigur, 74. Futterbehälter, 77. griechischer Buchstabe, 79. Leine, Strick, 80. eine allein durch ihren Zahlenwert bestimmte mathematische oder physikalische Größe, 83. englischer Physiker (gest. 1907), 85. zugeschnittenes Holz, 88. Gebirge auf Kreta (Altert.), 89. Fischfanggerät, 90. im Altertum Land in Südarabien, 91. gefrorener Tau, 94. offener Eisenbahnwagen, 96. Geld- und Kreditinstitut, 98. Angehöriger eines Volkes in der Sowjetunion, 100. Hohlorgan, 101. Staat im Nordosten Indiens, 103. Auswahl, 104. Fluß und See im Norden Irlands, 105. Plankontrollgröße, 106. sowjetischer Flugzeugkonstrukteur (gest. 1984), 107. erster sowjetischer Stadtkommandant von Berlin (1945 verunglückt), 108. Politiker der DDR (gest. 1979).

Senkrecht: 1. Brettspiel, 2. gut spaltbares Mineral, 3. helfender Hinweis, 4. Siegesgöttin (griech. Mythol.), 5. Schachmeister der Niederlande (gest. 1981), fünfter Weltmeister in der Geschichte des Schachsports, 7. Kellner, 8. tschechischer Reformator des 14./15. Jahrhunderts, 9. Schober (norddt.), 10. erhöhter Sitzraum in Kirchen, 11. Unteroffiziersdienstgrad bei der Volkspolizei, 13. ausgeflockter Niederschlag, 16. sich drehender Maschinenteil, 17. Ritter der Artus-Tafelrunde, 19. rechter Nebenfluß der Donau in Ungarn, 21. Stadt in der Ukrainischen SSR, 22. Gegenstand der Verehrung, 25. Kurzwort für ein Personentransportfahrzeug, 27. männliches Haustier, 32. Fluß in Bulgarien, 33. Gewässerbegrenzung, 35. Göttin der Verblendung (griech. Mythol.), 36. Blasinstrument der nordischen Bronzezeit, 38. Bittermittel, 39. sowjetischer Schachmeister, 40. Halbinsel im Nordwesten der Sowjetunion, 43. Halbedelstein, 44. Bettuch, 46. Kleinkraftrad, 48. Hauptstadt von Marokko, 51. unentschiedenes Schachspiel, 52. Schallplattenmarke der DDR, 53. Stadt in Rumänien, 55. Vorsatz bei gesetzlichen Einheiten, 58. stachliger Insektenfresser, 60. Bezeichnung, 63. Überbleibsel, 64. Metallbolzen (veraltet), 68. germanischer Wurfspieß, 69. verglaste Rahmenfassung in Wandöffnungen, 71. Raffsucht, 73. Hafenstadt in Jordanien, 75. Musizierstil der Afroamerikaner in den USA, 76. zähe, geleeartige Masse, 78. Kurort in Bulgarien (am Schwarzen Meer), 81. Männername (Kurzf.), 82. Papierzählmaß, 84. Flugkörper, 86. norwegischer Dichter und Sprachforscher des 19. Jahrhunderts, 87. sowjetischer Hubschrauberkonstrukteur (gest. 1979), 92. Fluß in Spanien, 93. begeisterter Anhänger, 94. Frauenname (Kurzf.), 95. Ölpflanze, 97. chemische Verbindung, 99. Titelgestalt einer Oper von Gotovac, 102. englische Anrede.

Obwohl die Sowjetunion als Hochburg des internationalen Schachsports gilt, kommt nicht jeder Schachweltmeister aus diesem Land. Beispielsweise ist der amtierende Weltmeister im Fernschach ein DDR-Sportler, dessen Namen (Vor- und Familienname) die Lösung unseres heutigen Preisrätsels sind. Der 53jährige promovierte Diplom-Chemiker ist langjähriger Kapitän seines AdW-Teams, für das er zahlreiche Titel in Mannschafts- und Blitzmeisterschaften im Republikmaßstab holte. Mit gleicher Hingabe – wie auf sportlichem Gebiet – übt unser „Fernschachkönig" auch seine berufliche Funktion in der Abteilung Patent- und Neuererwesen im Zentralinstitut für Molekularbiologie aus.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 25 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 19. Dezember 1988 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 27/1988. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

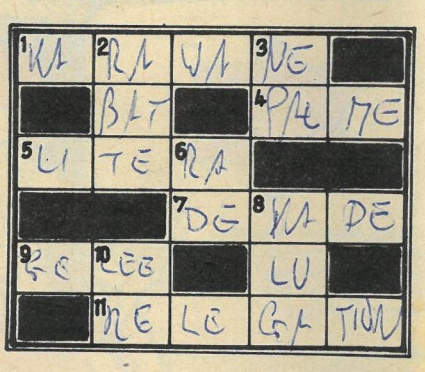
Sie können gewinnen:

1. Preis		100,– Mark
2. Preis		75,– Mark
3. Preis		50,– Mark
4. bis 8. Preis	je	25,– Mark

Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 1. durch Wüsten reisende Gruppe von Kaufleuten, Forschern oder Pilgern, 4. tropischer Baum, 5. Schallplattenmarke der DDR, 7. Zeitraum von zehn Tagen, 9. eingedickter Fruchtsaft, 11. Verweisung von einer Bildungseinrichtung.

Senkrecht: 2. Einfassungsbeet, 3. Staat im Himalaja, 6. Ackerunkrautpflanze (Kurzw.), 8. Stadt im Westen der Sowjetunion (RSFSR), 10. Vakuum.



Nachsetzrätsel

Jedem der folgenden Wörter ist jeweils so ein Buchstabe anzufügen, daß neue Begriffe entstehen:
Angel – Klei – Aktiv – Bela – Mate – Haus – Taro – Schal.
Bei richtiger Lösung ergeben die angefügten Buchstaben – nacheinander gelesen – die Bezeichnung für eine Rätselform.

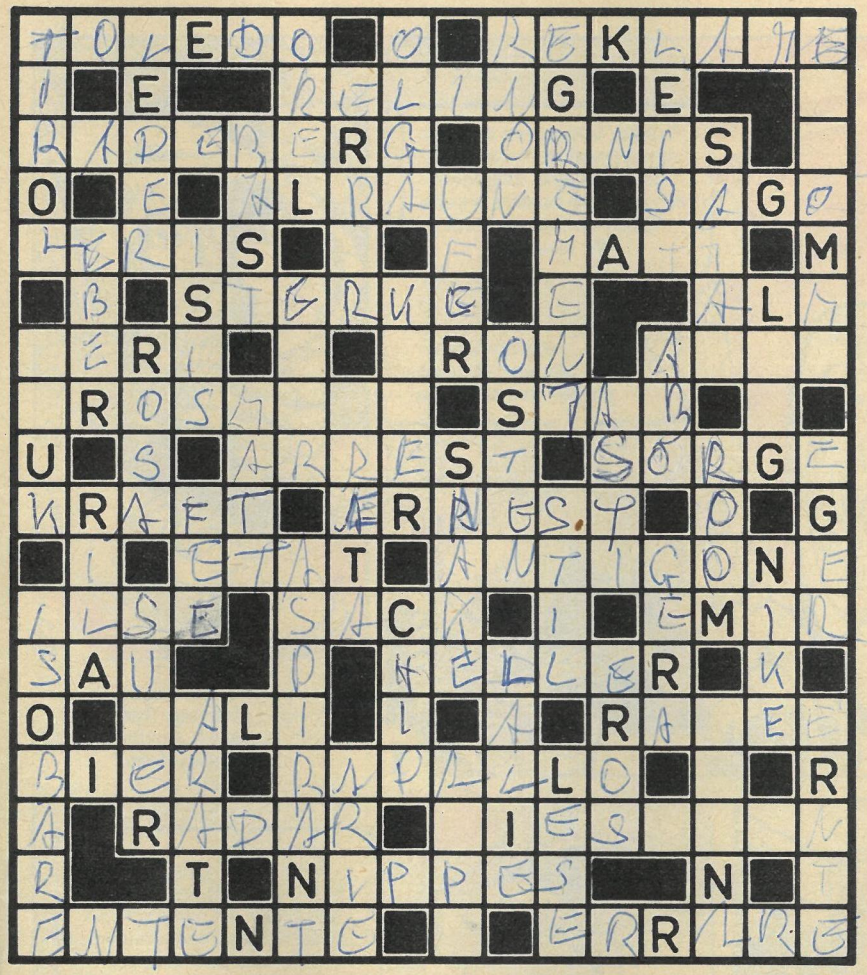
Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Wirtschaft: Wolfgang Tautenhahn
Tel.: 2 44 35 33
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02

Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geltner, Volkmar Billeb,
Bernd Siegmund



Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

1. Funkmeßverfahren, 2. Nebenfluß des Dnepr, 3. Himmelsrichtung, 4. mikroelektronisches Bauelement, 5. Stadt bei Dresden, 6. deutscher Kundschafter der Roten Armee (1944 hingerichtet), 7. Weinernte, 8. Staatshaushaltsplan, 9. Gestalt aus „Abu Hassan", 10. Hüllblätter um den Fruchtkolben des Maises, 11. engl.: Zimmer, 12. Flechtmaterial, 13. Gewinnstellung eines Schachspiels, 14. Bundesland in Österreich, 15. Tochter des Ödipus (griech. Sage), 16. Darstellungsweise, 17. Opernlied, 18. gekörntes Stärkemehl, 19. österreichischer Fotochemiker (gest. 1944), 20. Ankündigung, Werbeschrift, 21. großblütige Blume, 22. Rand von Gewässern, 23. Fluß in Mittelasien, 24. latein.: Irrtum, 25. Hafenstadt an der Westküste der USA, 26. Behältnis für Schüttgüter, 27. österreichischer Filmregisseur (gest. 1976), u. a. „Engel der Gejagten", 28. Staat im Westen Afrikas, 29. Pferdekrankheit, 30. Verbindungslinie zwischen Orten gleichen Luftdrucks, 31. Titelgestalt einer Oper von Schönberg, 32. Stadt im Norden Ungarns, 33. Liebesgott (griech. Mythol.), 34. lockeres Staatenbündnis, 35. Zustimmung einer Regierung zur Entsendung eines fremdstaatlichen Diplomaten in ihr Land, 36. männliches Haustier, 37. Vorname des Schriftstellers Hemingway, 38. mongolisch-sowjetischer Fluß, Quellfluß der Schilka, 39. Vogelwelt einer Landschaft, 40. Nachwuchswissenschaftler, der sich auf den Erwerb eines höheren akademischen Grades vorbereitet, 41. Gestalt aus „Eugen Onegin", 42. militärisches Führungsorgan, 43. Hochgebirgsweide, 44. gegerbte Tierhaut, 45. Kurort an der Westküste Oberitaliens, 46. Schachendstellung, bei der es keinen Sieger gibt, 47. weibliches Haustier, 48. phönizisch-kanaanische Göttin, Schwester und Frau Baals, 49. Gebirge in Bulgarien, 50. menschenähnlich aussehende Wurzel, der Zauberkräfte zugesprochen werden (Abergl.), 51. Münzeinheit in der CSSR, 52. Insel vor Sumatra, 53. Einbringen der Früchte, 54. Wickelgewand der indischen Frauen, 55. Friedensgöttin (griech. Mythol.), 56. Farbton, 57. Stärke, Energie, 58. Bindegewebefaser zwischen Muskel und Knochen, 59. nachtaktive, allesfressende Halbaffen, 60. Stadt in Mittelspanien, 61. Märchenwesen, 62. angeblich wahrgenommene gespensterhafte Erscheinung, 63. Kuh, die noch nicht gekalbt hat (norddt.), 64. Insel im Mittelmeer, 65. gesteinsbildendes Mineral, 66. biologischer Ordnungsbegriff, 67. Bezirksstadt der DDR, 68. mohammedanischer Fürstentitel, 69. Beschlagnahme; Haft, 70. kleine Ziergegenstände (meist aus Porzellan), 71. atlasartiger, glänzender Stoff, 72. im Altertum das südliche Mesopotamien, 73. Werktätiger in der Mongolischen Volksrepublik, 74. Fluß aus dem Harz, 75. Brüstung, Schiffsgeländer, 76. Frau des Osiris (ägypt. Mythol.), 77. Weinanbaustadt in Italien, 78. alkoholhaltiges Getränk, 79. schwedischer Name der finnischen Stadt Turku, 80. linker Nebenfluß des Columbia (im Westen der USA).

Um die Ecke gedacht

Gesucht wird ein angehaltener Chef.

Damespiel 100

Erstickungstod

Die sowjetischen Damespieler, bekannt für ihren dynamischen, initiativbetonten Stil auf dem 64er Brett, übertrugen diesen auch auf das 100-Felder-Brett. Das bewog den niederländischen Exweltmeister Piet Roozenburg und jetzigen Präsidenten des Internationalen Damespiel-Verbandes (FMJD) zu erklären: „Die Russen wissen um das Geheimnis des Angriffs." Ein treffliches Beispiel dafür ist diese Stellung aus der Partie Agafonow–Romanow, Riga 1956: Weiß – Dame Feld 6; Steine Felder 47, 42, 48; Schwarz – Dame 14; Stein 26. Wie man sieht, beherrscht die schwarze Dame die große Diagonale, auch großer Weg genannt, während die drei weißen Steine faktisch der Möglichkeit beraubt sind, bis zum Umwandlungsfeld auf die 10. Reihe vorzustoßen. Doch Agafonow, heute Ferndame-Weltmeister, entsann sich einer „Kleinfeldidee", um dennoch das heißersehnte Umwandlungsfeld zu erreichen: **1.6–22! 14–23** (Romanow ahnte die Falle nicht und wollte die große Schräge behaupten) **2.42–37! 23:46 3.22–31 36:37 4.47–41! Schwarz gab auf;** denn nach 4. ...37–42 5. 48:37 erleidet die schwarze Dame den Erstickungstod.

Umstellrätsel

Jedes der nachfolgenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in einen neuen Begriff zu verwandeln:

Aster – Koran – Liste – Emile – Range – Isere – Rinde – Roman.

Bei richtiger Lösung ergeben die neuen Anfangsbuchstaben der umgestellten Wörter – nacheinander gelesen – eine Gewürz- und Arzneipflanze, die zu den Lippenblütlern gehört.

Geschütteltes

Werden ESDA und REEL zusammen geschüttelt,
ist ein geschützter Greifvogel ermittelt.

Auflösungen aus Heft 24/1988

Kreuzgitter. Waagerecht: Herzen (17), Barbe (7), Reuse (38), Retina (37), Thalia (49), Trip (52), Imre (19), Erek (12), EKG (10), Tajo (47), Ulla (53), Rum (43), Knut (22), Stab (46), Reep (35), Sete (45), Newa (30), Kork (24), Ring (41), Mann (27), Gen (16), Umea (54), Ried (39), UNO (55), Damm (8), Asen (5), Saal (44), Entree (11), Tantal (48), Lehár (25), Orkan (31), Rennen (36).

Senkrecht: Hirse (18), Ratte (34), Erni (13), Neapel (29), Essig (14), Ache (2), Ballade (6), Galopp (15), Irkutsk (20), Traube (50), Rondo (42), Kasein (21), Rangun (33), Ramadan (32), Einem (9), Trense (51), Kordel (23), Riester (40), Mostar (28), Unter (56), Altan (4), Milan (26), Aeta (3), Aare (1).

Einer zuviel: A(s)ton – S(p)iel – T(r)asse – T(i)egel – K(n)ute – A(g)nat – G(e)rade – A(r)gon – Springer.

Umstellrätsel: Gamma – Unter – Alter – Nebel – Agnes – Kader – Otter – Guanako.

Silbenrätsel: 1. Agadir, 2. Seiler, 3. Alter, 4. Adagio, 5. Ästhet, 6. Stecher, 7. Orkan, 8. Rennen, 9. Abitur – Geld strebt nach Geld.

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Halali, 3. Meter, 4. Molette, 5. Lena, 6. Ornat, 9. Degas, 11. Dakar, 13. Pate, 14. Bolero, 16. Senat, 17. Nevada.
Senkrecht: 1. Haben, 2. Limonade, 3. Meteor, 7. Natter, 8. Leda, 10. Gasparone, 12. Karbonat, 15. Lada.

Um die Ecke gedacht: Obermaat.

Raten und Rechnen:

256	:	8	=	32
–		×		+
85	+	6	=	91
171	–	48	=	123

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 22) aus Heft 22/1988

Waagerecht: 1. Hades, 4. Grünling, 9. Slawe, 12. Klee, 13. Rice, 14. Linna, 15. Niello, 16. Hippe, 17. Myzel, 19. Latz, 21. Nimrod, 23. Isobar, 26. Kieme, 29. Met, 30. Lee, 32. Mime, 33. Edel, 35. Seni, 37. Lie, 38. Anis, 40. Rotkappe, 43. Idun, 45. Stall, 48. Neige, 49. DGV, 51. Rutsche, 55. Isar, 57. Parasol, 60. AHA, 61. Anode, 63. Mensa, 66. area, 68. Mykologe, 70. Iglu, 72. Arm, 73. Brom, 75. Gide, 76. Ekel, 77. Ero, 79. Res, 81. Laken, 83. Nosema, 86. Marone, 87. Haar, 89. Preis, 92. Musik, 93. Terror, 94. Trappe, 95. Rest, 96. René, 97. Eklat, 98. Regal, 99. Egerling, 100. Retina.
Senkrecht: 1. Hallimasch, 2. Dingo, 3. Skala, 4. Gent, 5. Reizker, 6. Nelke, 7. Ikone, 8. Gramm, 9. Schote, 10. Leid, 11. Wippe, 17. Meiler, 18. Zement, 20. Areal, 22. Reseda, 24. Sen, 25. Bast, 27. Ilona, 28. Maki, 30. Lid, 31. Ern, 34. Epe, 36. Niva, 39. Ise, 41. Term, 42. Agon, 44. Uso, 46. Anno, 47. Lido, 50. Graukappen, 52. Uhr, 53. Saar, 54. Hammer, 56. Segge, 57. Pag, 58. Spalte, 59. Limbus, 61. Akt, 62. Olga, 64. Elena, 65. Sims, 66. Ate, 67. Ebo, 69. Einhorn, 71. Lem, 74. Orakel, 78. Raupe, 80. Sorte, 81. Lette, 82. Karel, 84. Örter, 85. Egart, 86. Mira, 88. Areg, 90. Reka, 91. Imam.
Lösung: Herbsttrompete

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Elsa Meinel, Ellefeld, 9703
2. Preis:
75,– M Volker Stemmle, Falkensee, 1540
3. Preis:
50,– M Tino Hertel, Wildenfels, 9532
4.–8. Preis:
je 25,– M I. Vandersee, Rostock 5, 2510; Ronald Ziegenbein, Magdeburg, 3024; Gretchen Große, Nordhausen, 5500; Anneliese Reitzig, Bösenrode, 4711; Erich Griebel, Steinach/Th., 6406.

Soli-Quiz (FW-Rätselheft 1988)

„Solidaritätsaktion" lautet die Lösung unseres Quiz im ersten Rätselheft der FREIEN WELT, das auf dem Soli-Basar der Berliner Journalisten mit großem Erfolg verkauft wurde.

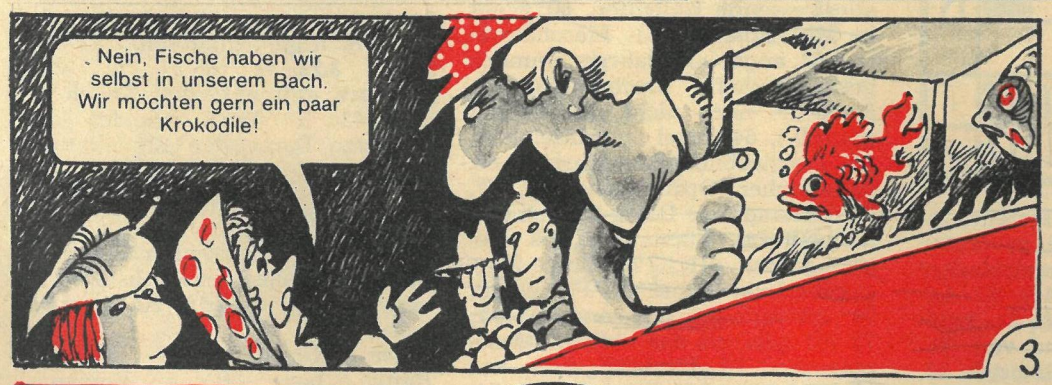
Es gewannen:
1. Preis:
100,– M E. Pohl, Berlin, 1140
2. Preis:
75,– M Hans-Dieter Rahn, Gunsleben, 3231
3. Preis:
50,– M Rita Penndorf, Berlin, 1197
4. bis 8. Preis:
Je 25,– M W. Jentsch, Berlin, 1092; G. Wienhöfer, Magdeburg, 3010; Silke Maurer, Bad Salzungen, 6200; Hildegard Richter, Berlin, 1095; L. Fritzsche, Schmölln, 7420.

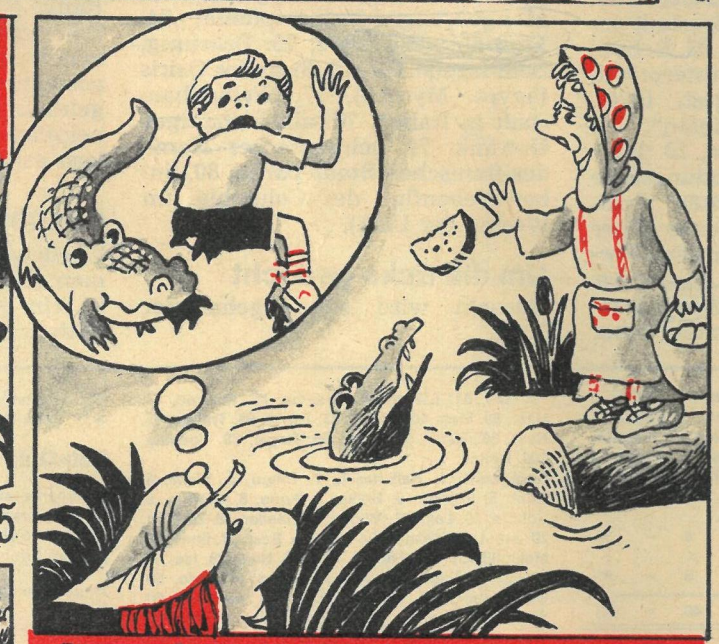
Achtung! Die Auflösung Quiz 24 erscheint im Heft 27/1988

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

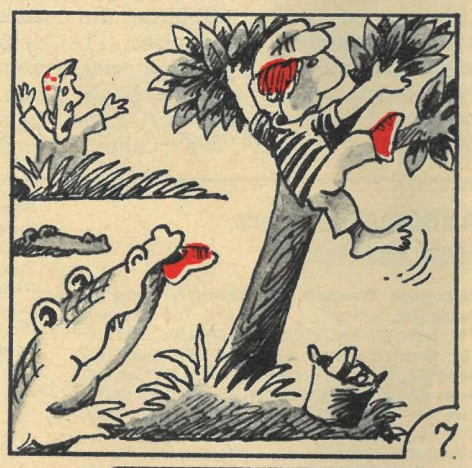
★ KINDERSERIE Chljup und Krapa 4

Im Bus sind viele Leute. Einer bringt rotbäckige Äpfel zum Markt. Unbemerkt schlüpfen sie in seinen Korb.





Als Chljup eines Morgens zur Bucht kommt, um die Reptile zu füttern, klettert eines ans Ufer und schnappt nach seinen Beinen. Nur ein Sprung in die Äste eines Baumes rettet den kleinen Menschen davor, gefressen zu werden. Da sitzt er nun, keine Hilfe weit und breit. Und aus dem Wasser starren ihn gierige, böse Augen an...



Krapa ist verzweifelt. Ob sie die Menschen um Hilfe bitten sollte? Sie schleicht zum Forsthaus, hebt mit großer Mühe den Telefonhörer von der Gabel:

Der Jäger

Ein Jäger traf in einem Wald auf einen Bären. Gerade hatte er auf ihn angelegt, als dieser plötzlich mit menschlicher Stimme zu sprechen begann: „Töte mich nicht, ich werde dir noch von Nutzen sein." Der Jäger ließ ab von seinem Vorhaben, und der Bär fuhr fort: „Reiß dir ein Haar aus meinem Fell, und solltest du einmal in Not sein, verbrenne es – im gleichen Augenblick werde ich an deiner Seite sein."

Der Jäger tat, wie ihm geheißen, und wanderte weiter. Wie er so ging, verspürte er großen Hunger, und er spähte nach einem Tier, das er hätte erlegen und braten können. Da erblickte er einen verwundeten Adler. Als er auf ihn anlegte, sprach auch dieser mit menschlicher Stimme zu ihm: „Töte mich nicht, ich werde dir noch von Nutzen sein." Der Jäger ließ den Adler am Leben, und dieser fuhr fort: „Reiß dir eine meiner Federn aus, und solltest du einmal Hilfe brauchen, verbrenne sie – ich werde sofort an deiner Seite sein."

Wieder tat der Jäger, wie ihm geheißen, und wanderte weiter. Da stieß er auf eine Füchsin. Wie er das Gewehr auf sie richtete, sprach auch diese zu ihm: „Töte mich nicht, ich werde dir noch von Nutzen sein. Nimm ein Haar aus meinem Fell, und wenn es dir schlecht geht, verbrenne es, dann werde ich für dich da sein."

Auch dieses Mal tat der Jäger, wie ihm geheißen. Er wanderte weiter und gelangte endlich an eine Siedlung, die von einem hohen Zaun umgeben war. In der Siedlung feierte man ein großes Fest. An jedem Zaunpfahl hing die vollständige Ausrüstung eines Dshigiten[1]), und daneben stand angepflockt ein Pferd ohne Sattel. Nur ein einziger Zaunpfahl war noch frei.

Der Jäger trat zu den Feiernden und fragte: „Was für ein seltsames Bild sehen meine Augen. Ihr feiert hier eine Hochzeit, hörte ich, an den Zaunpfählen aber hängen verwaiste Dinge, ohne die ein tapferer Mann nicht sein kann und die ein kluger Mann nicht freiwillig hergibt. Sagt mir doch, was ist das hier für eine Hochzeitsfeier?" Da antwortete man ihm: „Noch hat die Hochzeit nicht begonnen. Der Padischah[2]) will demjenigen seine Tochter zur Frau geben, der es versteht, sich besser als alle anderen zu verbergen. Anfangs gestattet man ihm, sich drei Tage und drei Nächte lang mit den Fürstentöchtern zu amüsieren. Er kann so viel essen und trinken, wie er mag. Danach aber müssen sich die Dshigiten, welche die Tochter des Padischahs zur Frau begehren, verstecken, und zwar so, daß diese sie nicht findet. Dreimal dürfen sie sich verbergen, werden sie auch beim dritten Mal entdeckt, nimmt man ihnen ihre Ausrüstung, hängt diese an einen der Zaunpfähle, nimmt ihnen auch das Pferd und treibt sie entehrt aus dem Aul[3]). Wenn du willst, so kannst auch du dein Glück versuchen, findet man dich aber, so verlierst du deine Ehre an diesen noch freien Zaunpfahl dort."

Da antwortete der Jäger: „Erlaubt auch mir, an diesem Wettstreit teilzunehmen."

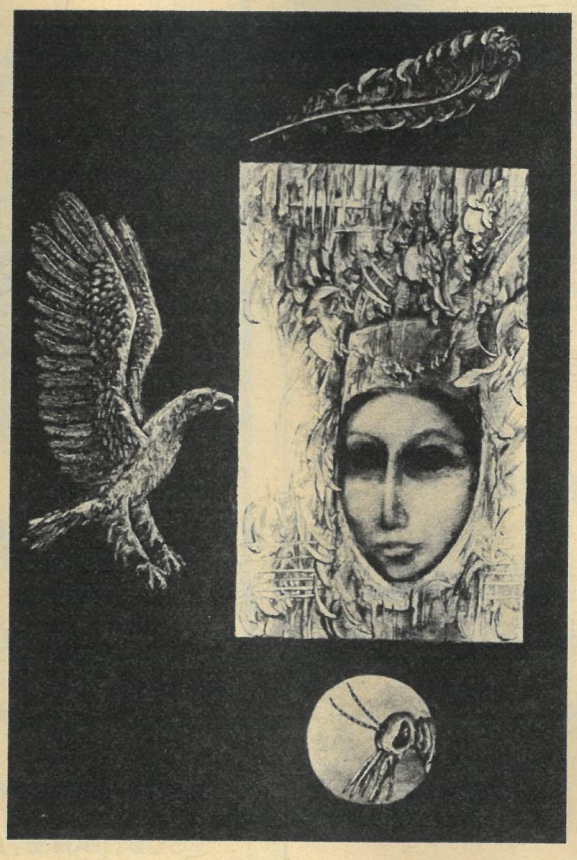
Und so vergnügte er sich drei Tage und drei Nächte hindurch mit den Fürstentöchtern und aß und trank nach Herzenslust. Als der Zeitpunkt gekommen war, forderte man ihn auf, sich irgendwo zu verstecken. Der Jäger holte das Bärenhaar hervor, verbrannte es, und sofort stand der Bär neben ihm. „Bär, du mußt mich verbergen, wenn man mich nicht findet, bekomme ich die Tochter des Padischahs zur Frau", bat der Jäger. „Klettere auf meinen Rücken", sagte der Bär und trug ihn zum Ufer des Meeres, packte ihn in eine Bärenhöhle und legte sich selbst, groß und breit wie er war, vor den Ausgang.

Am nächsten Tag bestieg die Tochter des Padischahs eine hohe Treppe, schaute in alle Richtungen und rief dann so laut, daß es alle hören konnten: „He, du dort, am Ufer des Meeres, kriech hervor aus der Bärenhöhle!" Zum zweitenmal durfte der Jäger sich vergnügen, konnte er essen und trinken, soviel er wollte –, und zum zweiten Mal mußte er sich verstecken.

Diesmal verbrannte der Jäger die Feder des Adlers. Dieser war sofort zur Stelle, setzte ihn in sein Gefieder, stieß wie ein Pfeil so schnell in den Himmel empor, so hoch, daß die Wolken weit unter ihnen blieben, breitete seine Schwingen aus und begann zu gleiten. Die Tochter des Padischahs stieg wieder die Treppe hinauf, suchte aufmerksam Himmel und Erde ab und rief endlich: „Der Wind hat deine Tscherkesska[4]) aufgebläht. Ich habe dich gefunden, komm herunter!"

Und es geschah wie zuvor. Nun verbrannte der Jäger das Haar der Füchsin, und auch sie war, ehe er sich versah, zur Stelle. Als die Füchsin erfahren hatte, worum es ging, bat sie den lieben Gott, den Jäger in eine Mücke zu verwandeln und sie selbst in einen Harmonikaspieler. Vorher aber sagte die Füchsin zu dem Jäger: „Wenn du dich in eine Mücke verwandelt hast, setz dich in einen Ärmel meiner Tscherkesska, ich aber werde als Harmonikaspieler auf die Hochzeit gehen. Dort wird man mich bitten, eine Lesginka zu tanzen, ich aber werde der Bitte nur nachkommen, wenn die Tochter des Padischahs mit mir zusammen die Arme zum Tanze ausbreitet. Und während der Lesginka fliegst du aus meinem Ärmel heraus und unter ihren Rock. Dort bleibst du so lange, bis die Tochter des Padischahs verkündet, daß sie den Jäger nirgends finden kann. Du aber fliegst im selben Augenblick unter ihrem Rock hervor und umfängst die Braut mit deinen Armen so zärtlich und fest wie du nur kannst. Was mich betrifft, so werde ich, gleich nachdem der Tanz beendet sein wird, die Gesellschaft verlassen, werde in mein Fuchskleid zurückschlüpfen und mich aus dem Staube machen."

Alles geschah so, wie es die Füchsin dem Jäger vorausgesagt hatte. Und als des Padischahs Tochter ausrief: „Ich sehe den Fremden weder im siebenten Himmel noch in der tiefsten Hölle, er ist weder Fisch noch Fleisch, ist keiner Mutter Sohn!", da fühlte sie sich auf einmal fest umfangen. Und als sie aufblickte, da erkannte sie den Jäger, den sie überall gesucht hatte – und der sie nun nie im Leben mehr losließ.

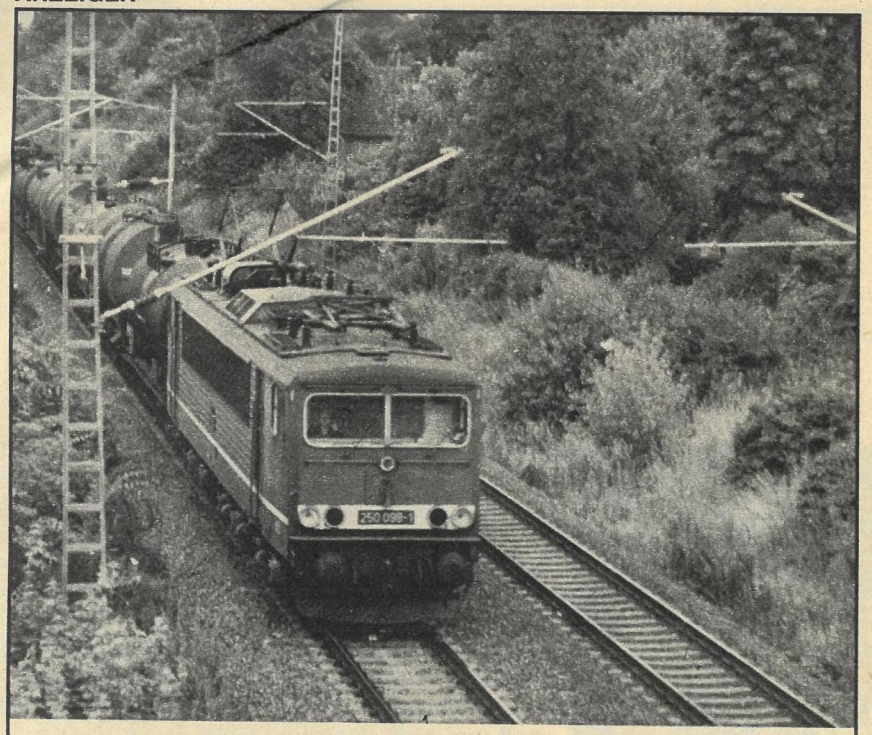


Die Illustration zu diesem Märchen ist auf der Seite 56.

Die Tschetschenen (Selbstbezeichnung Nochtscho) sind hauptsächlich in der zur RSFSR gehörigen ASSR der Tschetschenen und Inguschen beheimatet, Kurzbezeichnung: Tschetscheno-Inguschien. Tschetscheno-Inguschien liegt im Süden des europäischen Teils der Sowjetunion, im Nordkaukasus. Das Territorium beträgt 19 300 km², es wird vorrangig vom Tiefland des Terek eingenommen, aus dem im Südteil die Bergrücken des Großen Kaukasus emporsteigen, das Klima ist trocken-kontinental.

1) Dshigit = verwegener junger Bursche
2) Padischah = Fürst
3) Aul = Bergdorf
4) Tscherkesska = Männerüberrock

Die Auswahl der Märchen und die Übersetzung aus dem Russischen besorgte Gabriele Kleiner; Redaktion: Gisela Reller.



Ein Beruf mit Zugkraft bei der Deutschen Reichsbahn

Täglich nehmen einige hunderttausend Reisende die Leistungen der Deutschen Reichsbahn in Anspruch und täglich rollt der Güterverkehr. Ständig werden Streckenabschnitte modernisiert, Lokomotiven neuester Konstruktion in den Dienst gestellt und somit Grundlagen geschaffen, die wachsenden Verkehrsaufgaben zu bewältigen.

Aber hierzu werden dringend Eisenbahner benötigt:

- **Lokomotivführer**
- **Rangierer**
- **Rangierleiter**
- **Stellwerkswärter**
- **Wagenmeister**
- **Facharbeiter für Eisenbahnbau**
- **Tiefbaufacharbeiter**
- **Gleisbaumaschinisten**

Die Deutsche Reichsbahn bietet:

- Gute Verdienstmöglichkeiten mit zusätzlichen Prämien für Schicht-, Nacht- und Wochenendarbeit
- Jahresendprämie
- Belohnung für längere Dienstzeit bis zu 8 % des Bruttoeinkommens der letzten 12 Monate bereits nach drei Arbeitsjahren
- Freifahrscheine innerhalb der DDR und für das sozialistische Ausland (auch für Familienangehörige)
- Vielfältige Sozialleistungen in betriebseigenen Ferienheimen und Betriebsambulatorien
- Günstige Renten

Die Reichsbahndirektionen, Abt. Kader und Bildung, nehmen Ihre Anfragen und Bewerbungen gern entgegen:

Berlin	Wilhelm-Pieck-Straße 142, Berlin, 1054
Cottbus	Schillerstraße 21/22, Cottbus, 7500
Dresden	Ammonstraße 8, Dresden, 8010
Erfurt	Bahnhofstraße 23, Erfurt, 5020
Greifswald	Johann-Stelling-Straße 30, Greifswald, 2200
Halle	Ernst-Kamieth-Straße 2, Halle, 4020
Magdeburg	Materlikstraße 1/10, Magdeburg, 3010
Schwerin	Herbert-Warnke-Straße 15/17, Schwerin, 2700

Reichsbahnbaudirektion Berlin
Schadowstraße 12–13, Berlin, 1086

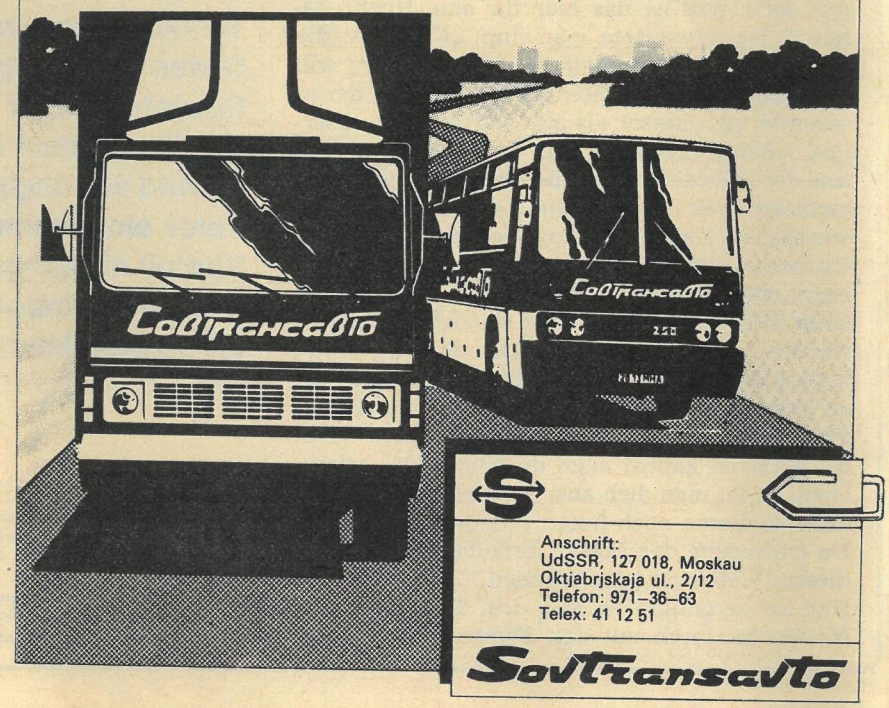
Auskünfte erteilen auch die Leiter der örtlichen Dienststellen der Deutschen Reichsbahn.

Reg.-Nr. 136/I/88

KASKO bevor es zu spät ist!

STAATLICHE VERSICHERUNG DER DDR

SOVTRANSAVTO bedeutet Personen- und Güterbeförderung per Achse
SOVTRANSAVTO bedeutet Kraftverkehr zwischen der Sowjetunion und Ländern Europas und Asiens
SOVTRANSAVTO bedeutet 23 reguläre Linien für Sammelguttransporte
SOVTRANSAVTO bedeutet Güterbeförderung aus Westeuropa nach Asien.
Zur Beförderung werden Außenhandels- und Ausstellungsgüter sowie Diplomaten- und Privatgepäck übernommen.
SOVTRANSAVTO STETS ZU IHREN DIENSTEN!



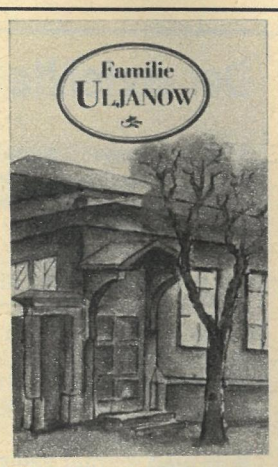
Anschrift:
UdSSR, 127 018, Moskau
Oktjabrjskaja ul., 2/12
Telefon: 971–36–63
Telex: 41 12 51

Sovtransavto

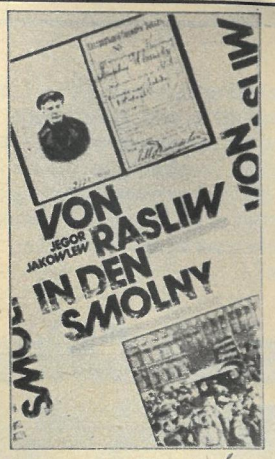
Aus unserem Angebot

DIETZ VERLAG BERLIN

211 Seiten
Broschur · 4,80 M
Bestellnummer: 738 365 1



407 Seiten, 52 Abbildungen
Leinen · 12,50 M
Bestellnummer: 738 412 8



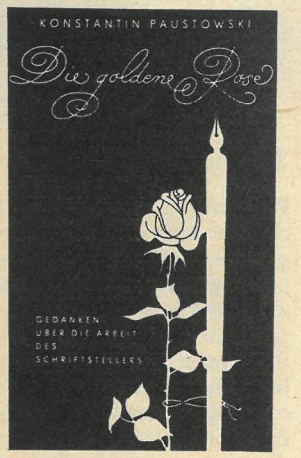
164 Seiten, 37 Abbildungen,
1 Karte · Broschur · 3,80 M
Bestellnummer: 738 261 6

238 Seiten, 20 Abbildungen
Leinen · 6,80 M
Bestellnummer: 735 177 2

292 Seiten, 40 Abbildungen
Leinen · 11,20 M
Bestellnummer: 738 166 4

511 Seiten, 58 Abbildungen
Leinen · 17,50 M
Bestellnummer: 738 416 0

357 Seiten, 38 Abbildungen
Leinen · 12,50 M
Bestellnummer: 738 052 2



356 Seiten
Leinen · 8,00 M
Bestellnummer: 735 504 4

Ihre Bestellungen richten Sie bitte an den Volksbuchhandel

BILDUNGSVORLAUF in Wissenschaft und Technik

Unsere Postzeitungsliste,
Teil II – Ausland –
umfaßt Zeitschriften aller Fachgebiete,
die vorrangig in der jeweiligen
Landessprache erscheinen.
Sie wird Ihnen auf
wissenschaftlich-technischem Gebiet
wertvolle Informationsquelle sein.

Fach- und wissenschaftliche ZEITSCHRIFTEN aus sozialistischen Ländern gehören dazu!

Informieren Sie sich bei Ihrem
Postzeitungsvertrieb

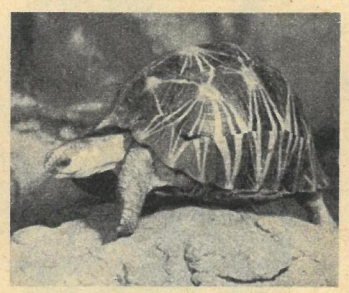
Kommt der Mensch in die Jahre, stellt er bekümmert mancherlei fest. Was gestern spielend bewältigt wurde, geht heute nicht mehr mühelos. Man ist schneller abgespannt… Höchste Zeit, mit Körperübungen zu beginnen. Beobachten Sie einmal Tiere nach einer Ruhepause. Das auf den ersten Blick träge erscheinende Räkeln und Dehnen ist eine spezielle Gymnastik, die neue Spannung und Munterkeit bewirkt. Im „Reich der Mitte" weiß man das von alters her:

Trainings-Tips aus China

Hase

Wirkung: Die Übung trainiert und stärkt die Halsmuskulatur, verbessert die Blutzirkulation des Brustkorbs, hilft Störungen im Halsbereich beseitigen, die bei langanhaltender Arbeit mit geneigtem Kopf eintreten. Sie wirkt Schmerzen in den Schultern und Ermüdung der Augen entgegen.

Ausführung: Kniestand. Aufrichten. Die Knie leicht öffnen, auf die Fersen setzen, mit den Händen die Fußgelenke fassen, dabei zeigen die Handflächen nach unten, die Finger nach innen. Nun den Körper nach vorn neigen, bis der Kopf den Boden zwischen den Knien berührt (Abb. 1). Jetzt energisch das Becken anheben und in dieser Stellung 15 bis 20 Sekunden verweilen (Abb. 2), dann in die Ausgangsstellung zurückkehren. Beim Üben immer locker durchatmen.



Schildkröte

Wirkung: Die Übung festigt die Muskeln des Schultergürtels und des Brustkorbes, sie verbessert die Blutzirkulation in diesen Körperteilen und hilft, Ermüdungserscheinungen der betreffenden Muskeln schnell zu beseitigen. Außerdem beugt sie Entzündungsprozessen in diesem Bereich des Organismus vor.

Ausführung: Kniestand. Aufrichten. Knie leicht öffnen, Hände auf den Rücken führen und falten, auf die Fersen setzen (Abb. 3). Körper nach vorn neigen, bis der Kopf den Boden berührt. Nun die Arme mit den gefalteten Händen vertikal hochrecken, Handflächen zeigen nach oben. 5 bis 30 Sekunden in dieser Stellung verweilen (Abb. 4), in die Ausgangsstellung zurückkehren. Gelingt es beim ersten Mal nicht, die Hände zusammen zu halten, kann man ein Tuch dazwischen nehmen.

1

3

2

4

Demnächst folgen weitere Übungen.

Der verfehlte Fingerzeig

Eine interessant gestaltete Ecke – Russisch in Redensarten –, um das Gelernte aktuell aufzubessern.

A.-D. Beck, Halle

Ich freue mich über die Abwechslung bei der Preisfragengestaltung. Vielen Dank für die Mühe möchte ich der Autorin aussprechen.

Anita Volksdorf, Güstrow

Was man einmal gelernt hat, vergißt man so schnell nicht, vor allem, wenn man der Kinder wegen immer „am Ball" bleibt. Meine Schulzeit endete 1958 mit der 8. Klasse, in den 70er Jahren qualifizierte ich mich. An das Preisrätsel auf Russisch habe ich mich herangewagt.

Erhard König, Baalberge

Diese Serie gefällt mir, da ich mich ein wenig mit dem Thema „Sprichwörter" beschäftige.

K. Brandt, Berlin

Mir als (Kreuzwort-)Rätselfan passierte es das erste Mal, daß ich in Russisch rätselte. Ihr hattet einen guten Einfall.

Gabriele Krüger, Berlin

Ich finde Euren Sprachkurs toll, bin selbst noch Schüler und kann so dazulernen.

Bianca Schwarze, Züllsdorf

Bei der Lösung der neun Begriffe stimmen aber zwei Buchstaben nicht überein. Es fehlen **с** und **р**, dafür sind **л** und **е** beim zweiten Begriff (Finger = палец) vorhanden.

Barbara Märtens, Halle

*Einige unserer Leser haben den Hinweis in der Preisaufgabe übersehen, die ins Füllrätsel einzutragenden Wörter dem Text zu entnehmen, und zum Wörterbuch gegriffen. Dort steht für „Finger" – **палец** und nicht **перст**. Daraufhin paßten zwar die fünf Buchstaben ins Schema, doch zwei davon waren falsch, und das Lösungssprichwort ließ sich nicht eindeutig ermitteln. Das Wort **перст** ist veraltet und kommt nur noch im Sprichwort vor. Von ihm abgeleitet sind die noch gebräuchlichen Wörter **пе́рстень** – Ring (mit einem Edelstein besetzt), **напёрсток** – Fingerhut, **на перстя́н** – Fingerhut (Pflanze). Auch im Deutschen gibt es veraltete Begriffe, die wir zwar noch verstehen, aber nur noch in bestimmten phraseologischen Wendungen gebrauchen: mit Kind und Kegel (Kegel bedeutete uneheliches Kind), sein Licht nicht unter den Scheffel stellen (altes Getreidemaß), alles mit der gleichen Elle messen (altes Längenmaß), jemand hat nicht alle Tassen im Spind (schmaler Schrank) – oder im Sprichwort: Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert.*

Hella Rymarowicz

Так было правильно

Die Auflösung aus Heft 22/88 „Einmal ist keinmal" – Russisch in Redensarten – lautet:

1. **один** 2. **перст** 3. **шаг** 4. **овца** 5. **раз** 6. **два** 7. **не** 8. **полтора** 9. **палка**

Das gesuchte Sprichwort war: **Два сапога пара.**

Es gewannen: 100 M – Dieter Dietrich, Melpitz; 75 M – Else Fiebelkorn, Dammej; je 50 M – Mario Sier, Zschocken; Regina Stock, Zeitz; Kurt und Lore Lendt Hennigsdorf. Herzlichen Glückwunsch!

Sattel und Höcker

Sind Sie schon einmal auf einem Kamel geritten? Ich kann Ihnen versichern, das ist gar nicht so einfach. „Wüstenschiff in Pacht" (FW 23/88) erinnerte mich an dieses Erlebnis: Während einer Reise in die Mongolische VR unternehmen wir eine Safari zu einer Kamelzuchtstation in der Wüste Gobi. So harmlos die Tiere aussehen, so aggressiv können sie sein, wenn man sie reizt. Wir erleben, welche Schwierigkeiten ein Jungtier beim Einreiten machen kann. Mit gemischten Gefühlen setze ich mich auf ein ruhendes Tier, um zu reiten. Ich rechne natürlich nicht damit, daß es sich mit den Hinterbeinen zuerst erhebt, bekomme einen Ruck und falle beinahe kopfüber in den Sand. Doch es streckt glücklicherweise dann auch die Vorderläufe, und ich finde mein Gleichgewicht einigermaßen wieder. Während ich nun, unter Aufsicht des Hirten, schaukelnd und schwankend meine Platzrunde drehe, wird mir bewußt, daß die Bezeichnung „Wüstenschiff" wahrhaft berechtigt ist.

Ewald Praceus, Berlin

Die Dinge reden

„Aber da waren kaum noch Juden…“ schreibt Ihre Autorin im Zusammenhang mit dem Gedenken an die November-Pogrome in Deutschland 1938 („Zeit zu reden“, FW 23/88). Ich erinnerte mich an Warschau und die dort verübten Untaten der Nazis. Auch dort wurden Juden auf grausamste Weise verfolgt… Pawiak – so hieß das berüchtigte Gestapo-Gefängnis in der polnischen Hauptstadt. Hunderttausende Häftlinge wurden von hier aus in verschiedene Konzentrationslager abtransportiert, Tausende auf den zahlreichen Exekutionsstätten in und um Warschau ermordet. Das Foto zeigt die Gedenkstätte auf dem Gelände des Pawiak.

Gerd Kasiske, Beeskow

Mit Skizzen und Ortskenntnis

Angeregt durch Ihre Veröffentlichungen „Die Spur führt in die Brauerei“ (FW 21/88) und „Heiße Spur zum Bernsteinzimmer?“ (FW 22/88), besonders durch die Karte, sehe ich mich veranlaßt, Ihnen meine Erinnerungen mitzuteilen. Ich bin 1932 geboren und besuchte die Schiller-Schule in der Königsberger Schifferdeckerstraße, ab 1942 dann die schräg gegenüberliegende Ponarther Mittelschule. Aus der Palvestraße bin ich sechs Jahre lang den gleichen Schulweg gegangen. Rechts der Krappstraße bis zur Schifferdeckerstraße war freies Feld. Wir haben dort oft den Weg abgeschnitten, wenn es trocken war. Auf diesem Feld wurde ein Hochbunker gebaut. An Einzelheiten kann ich mich nicht erinnern, es muß in großer Eile geschehen sein. Wir wurden nämlich Anfang September 1944 aus Königsberg evakuiert und kamen in den ersten Dezembertagen zurück. Da stand der Bunker bereits. Anbei Ihre Karte, auf der ich den Standort kennzeichne… Wenn auch zur Zeit viele Spuren in die Ponarther Brauerei führen, so denke ich doch, daß auch mein Hinweis dienlich sein kann, denn von einem Bunker ist in dem Buch über das Bernsteinzimmer von Paul Enke die Rede. Ich hatte das Glück, das Bernsteinzimmer im damaligen Königsberger Schloß zu sehen.

Helga Stohl, Leipzig

Ich weiß aus eigener Anschauung, daß beide Brauereien durch Kriegseinwirkungen zwar stark beschädigt, aber nicht zerstört wurden. Einheiten der Sowjetarmee haben noch wochenlang aus den Kellerräumen Bier abfahren können. In der Brauerei Ponarth habe ich 1945 mehrere Wochen an Aufräumungs- und Enttrümmerungsarbeiten teilgenommen und bin 1946 monatelang auf dem Weg zur Arbeit und zurück täglich zwischen den beiden Betriebskomplexen der Brauerei Ponarth und über deren Bahngleis gegangen. Die Brauerei Schönbusch befand sich in einem ähnlichen Zustand, dort war ich im März 1948 das letzte Mal. Wenn ich mit meiner Ortskenntnis helfen könnte, nach dem Versteck des Bernsteinzimmers zu suchen, dann lassen Sie es mich bitte wissen.

Werner Roggmann, Berlin

Mit großem Interesse habe ich die Suche nach dem Bernsteinzimmer verfolgt. Ich bin 1917 in Ponarth geboren und kenne natürlich jeden Winkel. 1944/45 wohnte ich im Brauereihaus, vorher in der Brandenburger Straße. Da ich in Ihrem Bericht über Schulen und Kirchen nicht alles richtig fand, habe ich Ihnen eine Gedächtnisskizze angefertigt.

Heinz Steinke, Wolmirstedt

Liebe Leser, für Ihr Interesse und für Ihr Bemühen herzlichen Dank. Alle Zuschriften leiten wir umgehend weiter, damit jeder Hinweis, jede Spur sorgfältig ausgewertet werden kann.

Allein in der Taiga

Immer mehr bewundere ich Agafja Lykow, die letzte Überlebende der Einsiedlerfamilie am Abakan („Kein Ende der Einsamkeit?“, FW 22/88). Sicher weiß sie, daß ihre Verwandten sie gern aufnehmen würden. Aber sie kann sich von ihrer Einöde nicht trennen, fühlt sich ihren Angehörigen, die dort begraben sind, verpflichtet. Für uns, die wir immer mit den Menschen und unter Menschen leben, ein unvorstellbarer Entschluß. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß sie sich durchringt und doch noch eines Tages zu ihren Verwandten zieht. Möge es den Geologen weiterhin möglich sein, die tapfere Frau zu betreuen, damit ihr wenigstens dieser Kontakt erhalten bleibt.

Käthe Titius, Berlin

Pikant oder süß

Gern würde ich mal Schlehenrezepte ausprobieren, zwei haben Sie genannt („Schwarzdorn“, FW 23/88). Gibt es noch andere?

Mia Schulz, Rostock

Hier noch zwei Möglichkeiten – Schlehen süß-sauer, eine pikante Beilage zu Wild- oder Rindfleisch: 500 g Schlehen mit 125 ml Weinessig, 250 ml Wasser, 250 g Honig, einigen Nelken und etwas Zimt bei schwacher Hitze 15 Minuten kochen. Nachdem die Masse etwas abgekühlt ist, den Saft abgießen, weitere 15 Minuten einkochen und wieder über die Früchte gießen. Dieses Verfahren so oft wiederholen, bis der Saft dickflüssig ist. Dann alles heiß in Gläser füllen und verschließen. Schlehen-Apfel-mus mit Mandelsplittern, eine Leckerei für ganz besondere Gelegenheiten: Weichgekochte Schlehen durch ein Sieb treiben. 125 g dieses Marks mit 350 g Apfelmus mischen, mit 75 g Zucker süßen. Dann 60 g Zucker in einer Pfanne bei schwacher Hitze schmelzen, 70 g Mandelsplitter hineingeben und so lange rösten, bis sie mit goldbraunem Karamel überzogen sind. Die Mandeln auf dem Mus verteilen, mit Schlagsahne überziehen und mit Kokosraspeln bestreuen.

Annegret Räuber

Hinterhaus und Petroleumfunzel

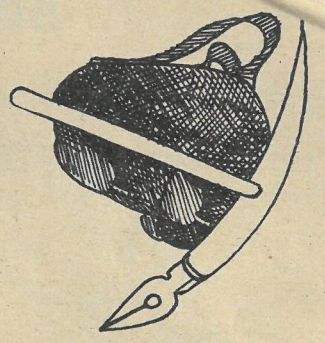
Ich denke an die zwanziger und dreißiger Jahre zurück. Wir wohnten zu sechst in Stube und Küche, kein Keller, kein Boden, Toilette und Wasserleitung eine Treppe tiefer. Weil Vater arbeitslos war, kam das Gaslicht zu teuer, deshalb hatten wir nur eine Petroleumlampe. Und in solchen Mietskasernen mit ihren dunklen Hinterhöfen hausten Tausende Menschen. Und doch sah ich besonders in der kalten Jahreszeit viele, die noch ärmer dran waren – unzählige Obdachlose. So ist es erschütternd, daß heute in den sogenannten Wohlstandsgesellschaften wie BRD und USA wieder für Tausende die Straße ihr Zuhause ist. Respekt und Anerkennung deshalb allen, die bei uns für „Wohnen und Wohlfühlen“ sorgen (FW 22/88). Wir sind seit dem Krieg fünfmal umgezogen, jedesmal in eine bessere Wohnung.

Oskar Wiesche, Bad Dürrenberg

Auch in kleineren Orten fügt sich schon Altes und Neues harmonisch zusammen. Meine Aufnahme entstand in Templin.

Leonhard Penzold, Berlin

Wer schreibt uns?



Alexej Rudakow, 11 Jahre alt, sammelt Briefmarken, Ansichtskarten mit Tiermotiven, weitere Interessen: Bergsteigen, Rockmusik, Literatur, Fremdsprachen, wünscht Briefwechsel in deutscher Sprache. UdSSR, 357 030 Newinnomyssk, Stawropolski krai, ul. Linejnaja d. 3, kw. 9

Wowa Kuljajew, Schüler der 7. Klasse. UdSSR, Nowosibirskaja obl., Moschkowski rajon, 633 317 p. Raduga d. 9, kw. 10

Marat Arslanow, 26 Jahre alt, Dolmetscher, Interessen: Schach, Sport, moderne Musik, Reisen, Mode, Literatur, Fremdsprachen (Deutsch, Englisch, Italienisch, Französisch, Esperanto). UdSSR, 452 257 Ufa-Baschkirien, Tschekmaguschewski rajon, Ichsanowo

Malenta Lucjan, 19 Jahre alt, Interessen: Musik, Sport, Filmkunst. VR Polen, 97-400 Bełchatów, ul. Okrzei 5.

Preisfrage

Heft 25/88

Wie hieß des letzten deutschen Kaisers letzter Kanzler?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 27/88. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 19. Dezember 1988. Auflösung von Heft 22/88: Den 20. Jahrestag. Wir gratulieren Sabine Strauch, Pritzwalk. **Achtung:** Die Preisfragen-Auflösungen der Leserforumseiten FW 24/88 finden Sie in Heft 27/88.

Denkmäler

So war es richtig in Heft 22/88: Im Jahre 1904. Es gewannen: 100 M – R. Richter, Pirna; 75 M – J. Berg, Straußberg; je 50 M – L. Potschke, Köthen; I. Wessels, Leipzig; F. Heyral, Blankenburg.

Redaktion: Ingrid Buchholz, Helga Bengtson; Fotos: Fritz Martin, Gerhard Budich, Ewald Praceus; Zeichnungen: Aus „Echo Planety“ 20/88; Vignetten: Detlev Schüler, Martin Kotsch

Zu Gast bei Tschingis Aitmatow und seiner Frau Maria

Audienz

in Raten

FREIE WELT
EXKLUSIV

Es ist eine Zeit großer Unrast, in der Charlotte und Leonhard Kossuth für FREIE WELT den weltbekannten Schriftsteller Tschingis Aitmatow, Korrespondierendes Mitglied der Akademie der Künste der DDR, aufsuchen wollen. Es wurde ein Jahr der Annäherung in Raten an den vielgeforderten Autor. Nun doch noch kurz vor seinem 60. Geburtstag das Gespräch – wiederum in Raten –, zwischen Ankunft und Abfahrt, zwischen Tokio und Rom, der Moskauer Wohnung und einem Aitmatow-Festival in Frunse. Leonhard Kossuth, der langjährige Lektoratsleiter für Sowjetliteratur beim Verlag Volk und Welt und Charlotte Kossuth, die den literarischen Weg Tschingis Aitmatows vom frühen ersten Band seiner deutschsprachigen Sammelausgabe an als Übersetzerin begleitet, überreichen als liebevolles Präsent des Verlages an seinen Bestseller-Autor eine eigens gefertigte Jubiläumskassette. Dann kann das Gespräch beginnen. Wir veröffentlichen einige Auszüge aus dem umfangreichen Protokoll.

Peter Meißner fotografierte in der Moskauer Wohnung der Familie Aitmatow

Tschingis Aitmatow: Uns verbindet eine gemeinsame Arbeit, also auch ein gemeinsames Schicksal... Und ich bin sehr froh, daß ihr heute hier in unserem Land, in unserer Stadt seid...

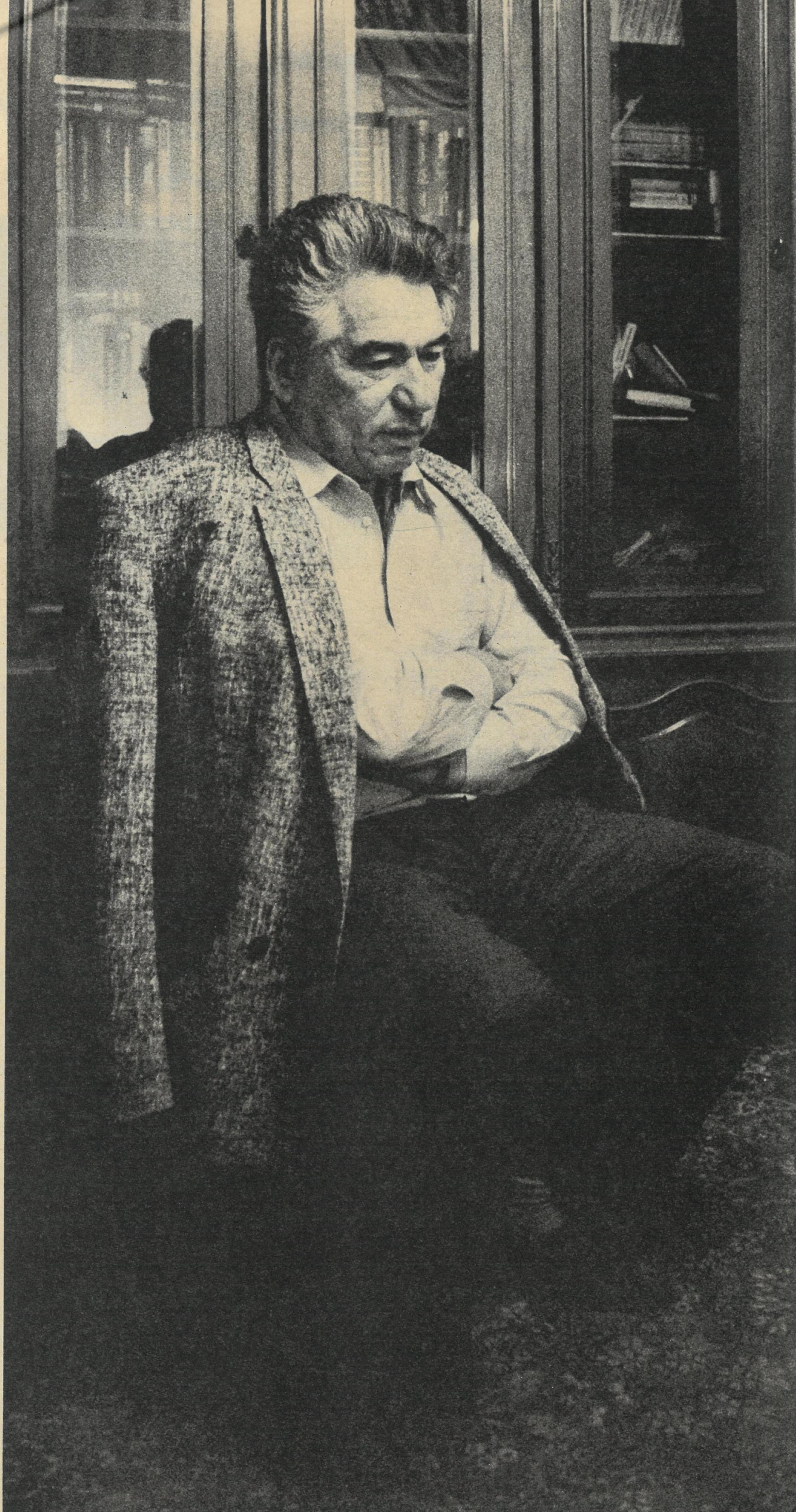
Charlotte Kossuth: Nicht umsonst heißt es: „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen."

Tsch. A.: So ist's, Charlotte. Die Arbeit eines Übersetzers schätze ich sehr hoch, so auch dich als Übersetzerin. Während meines Japanbesuchs erlebte ich, wie die Menschen dank der Kunst des Übersetzers auch dort Fragen stellten, sich so äußerten, als hätten sie alles im Original gelesen. Danach muß man streben. Der japanischen Übersetzerin, die uns auch zu Begegnungen und Empfängen begleitete, war es ständig peinlich, daß sie nicht sehr gut russisch sprach. Ich fragte sie: „Und wie sprechen Sie japanisch?" – „Japanisch spreche ich ausgezeichnet", sagte sie. Für einen Übersetzer ist aber gerade dies das Wichtigste... Für die Sprache, aus der man übersetzt, gibt es Nachschlagewerke, Wörterbücher, letzten Endes kann man auch jemand fragen. Vielleicht wird sich die Intonation unterscheiden, der Akzent, die Hauptsache aber ist, daß das Wort vollwertig auf dem anderen Boden ankommt. Der Übersetzer muß seine eigene Sprache besser kennen als irgendein anderer.

Leonhard Kossuth: Und er muß sich in die Welt des Autors versetzen können.

Tsch. A.: Das ist schon eine andere Frage, ja, er muß sich hineinversetzen, muß alles nacherleben. Ich habe das Glück, daß Charlotte uns seit langem kennt, daß wir einander kennen. Daher harmonieren schon die Texte (Lachen), das hat auch seine Bedeutung. In dieser Hinsicht ist es ein Glücksfall, daß Charlotte zu meiner Übersetzerin geworden ist. Ich hoffe, diese Übersetzungen werden nicht gleich verschwinden, sondern werden immer wieder neu aufgelegt. Erst wenn ich als Schriftsteller für eine neue Generation nicht mehr interessant sein sollte, dann wird auch ihre Arbeit... (Lachen)

L. K.: Was die Auflagen und Nachauflagen betrifft, so weißt du ja selbst: Die Nachfrage ist gar nicht zu befriedigen. Heute auf der Pressekonferenz, als der eine polnische Gast gefragt wurde, wie er sich die Wirkung deines Werkes erkläre, überlegte ich: Und wenn man mich danach gefragt hätte? – An diese Frage muß man wohl von zwei Seiten herangehen. Einerseits entdekken wir eine Welt, die uns zuvor völlig unbekannt war, die Welt Kirgisiens, doch andererseits entdekken wir..., daß wir durch dieses Kirgisien plötzlich die ganze Welt



Audienz in Raten

und unseren Platz in der Welt neu begreifen.

Tsch. A.: Das ist ein sehr wichtiger Gedanke... Bis heute gehen wir an diese Frage immer zu einseitig heran: „Wir erkennen eure Welt." Aber wir erkennen nicht nur sie, sondern gelangen auf diesem Weg – das ist ein höchst komplizierter Prozeß – auch zu Selbsterkenntnis. Darin kommt schon Allgemeinmenschliches zum Ausdruck.

Ch. K.: In allen deinen Werken spürt man, wie eng du mit den Menschen und der Natur deiner engeren Heimat verbunden bist. Mir scheint, dein heimatlicher Ail Scheker ist so oder so in allen deinen Werken gegenwärtig... Die Problematik, die Maßstäbe haben sich erweitert, sind weltumspannend geworden. Hat sich jetzt auch dein Verhältnis zu den Menschen, zur Heimat verändert?

Tsch. A.: Der Mensch muß in jedem Fall etwas haben, woran sein Herz hängt, worum er sich sorgt... Der Mensch muß darunter leiden, wenn um ihn herum die Natur zerstört wird, die Flüsse verschmutzt werden, wenn in den Wäldern Bäume zugrunde gehen und das Gras nicht mehr richtig wächst. Die Blumen von einst, die Blumen meiner Kindheit sehe ich nicht mehr. Früher, in meiner Kindheit, waren zur Frühlingszeit die Berge und Täler von Blumen buchstäblich übersät... für fünf bis zehn Tage lebten wir wie in einem Land der Blumen. Jetzt gibt es all das nicht mehr. Man kann demgegenüber natürlich gleichgültig bleiben und sich sagen, mir ist das egal, ich lebe schließlich auch nicht mehr so lange, bald gehen wir alle dahin. Wenn ein Mensch so denkt, dann ist er in der Kindheit schlecht erzogen worden, oder er hat sich zum Schlechten verändert. So kann nicht einmal ein wildes Tier denken. Sogar ein Raubtier spürt unbewußt die Natur; ist sie üppig und heil, dann fühlt es sich gut, dann findet es viel Wild, viele Gräser, es spürt die Wärme, die Sonne, die Kühle der Erde, die Reinheit der Luft. Wenn es dies aber nicht gibt, wenn alles verdorben ist, leidet es ebenfalls, fühlt es sich schlechter. Ganz schlecht aber geht es ihm, wenn der Mensch auch noch beginnt, es zu bedrängen, zu töten, überhaupt alles Lebende auszurotten. Also ist es wichtig, daß der Mensch die Fähigkeit bewahre, sein Land zu lieben, seine Not mitzuleiden, daß es ihm nicht gleichgültig sei, wenn der Schnee auf einem Berg aus irgendeinem Grund schnell zu tauen beginnt und sich dann nicht erneuert, daß es ihm nicht gleichgültig sei und er darüber nachdenke, warum so etwas geschieht und ob nicht irgendeine Störung diese Veränderung bewirkt habe... Wenn der Mensch sich damit abfindet, dann negiert er letzten Endes sich selbst. Wenn er die Natur negiert, wenn er zunehmend die Tiere und die lebendige Welt, wenn er die Pflanzenwelt negiert, wenn er sich keine Sorgen macht, nicht für sie eintritt, nicht kämpft, dann wird er am Ende sich selbst negieren.

L. K.: Die Geographie deines Schaffens hat sich bereits sehr früh erweitert. Da ist zum Beispiel dieser „Scheckige Hund, der am Meer entlangläuft". Mich bewegt schon seit langem eine Frage. Als die Novelle erschien, hörte ich sowohl hier in der Sowjetunion als auch bei uns in der DDR, und zwar sogar von klugen, theoretisch beschlagenen Menschen: Jetzt sei es aus mit Aitmatow, er habe sich von allen Widersprüchen der heutigen Welt, von der Dialektik ihrer Entwicklung abgekehrt, sei „auf den Hund gekommen"... Nun las ich aber in einem deiner Interviews, daß dies für dich selbst eine deiner liebsten Arbeiten ist. – Warum schätzt du diese Novelle so besonders, und welchen Platz nimmt sie aus deiner eigenen Sicht in deinem Schaffen ein?

Tsch. A.: Diese Arbeit ist, so meine ich, eine reine Sache, ein Stück reiner Kunst. Da gibt es keine politischen Maximen, keine Konjunktur, keinen Wunsch, etwas zu bestätigen,... oder umgekehrt gegen etwas anzukämpfen, gegen jemand, der neben uns existiert. Das ist ausschließlich ein Wechselspiel von Kräften, wie es das leider in unserem Leben nicht mehr gibt. Das sind der Mensch und die Natur, die gewaltige, allmächtige Natur und der Mensch, der überleben, der sich selbst und diese Natur überwinden muß, um Herr seiner Zeit zu sein. Und das Wichtigste daran ist, daß dies losgelöst, isoliert von den großen heutigen menschlichen Kollektiven geschieht. Hier ging es um eine andere Aufgabe, und die Leute, die meinten, Aitmatow sei irgendwohin ins Ungewisse gegangen, waren im Irrtum. Sie haben sich daran gewöhnt zu denken, daß es nur ein Thema gibt, das Thema... von Menschen, die in der Produktion arbeiten, das Thema der Menschen, die alle möglichen Widersprüche ihrer Zeit erfahren, aber das ist eine einseitige Auffassung von der Rolle der Literatur und Kunst. Es gibt noch eine Art Superauffassung. Gerade der „Scheckige Hund" steht für eine solche Superauffassung, für solch eine Superliteratur in dem Sinn, daß sie, ohne unsere aktuellen inneren Probleme, Aufgaben und so weiter zu berühren, Grundprobleme des Menschen aufgreift: Wie muß der Mensch angesichts der Natur leben, und kann er überleben? Und wenn er das kann – was gewinnt er daraus, welche Erfahrung?...

L. K.: Worin siehst du die spezifische Aufgabe, die spezifische Verantwortung des Schriftstellers?

Tsch. A.: Die Verantwortung des Schriftstellers? Das ist ein sehr verpflichtendes Wort, eine ernsthafte Forderung an den Schriftsteller. Nun, der Schriftsteller muß sich dessen bewußt sein, ob sein Wort, wenn andere darauf hören und ihm Glauben schenken, dem Menschen nicht schaden, im Menschen nicht irgendeine zerstörerische Arbeit leisten könne. Ideale Menschen wird man natürlich nie schaffen können. Auch eine ideale Gesellschaftsordnung kann man wohl schwerlich errichten. Dennoch muß man danach streben. Das ist eine ethische Kategorie, ein von der Erfahrung der Menschheit erarbeiteter sittlicher Wert. Doch diese sittlichen Werte sind entweder selbst stets dem Zweifel, der Verletzung unterworfen, oder sie werden von lebenden Menschen zerstört. Auf den Menschen wirken viele Dinge ein – die Geschichte, das soziale Umfeld, die Psyche des Menschen und so weiter. Unter diesen Bedingungen muß der Schriftsteller einerseits anstreben, daß sein Wort trotz allem Licht ausstrahle, und andererseits, daß es in die Seele des Menschen eindringe, bei all ihrer Kompliziertheit. Daher darf man die Verantwortung des Schriftstellers nicht primitiv auffassen. Bei uns wird sie oft primitiv aufgefaßt. Da fordert man von ihm, Gestalten zu schaffen, die der Nachahmung wert sind. Wir haben uns viele Jahre damit befaßt, aber niemand hat ihnen nachgeeifert. Nein, die Kunst muß den Menschen begreifen, muß sein Abbild in all seiner Kompliziertheit schaffen, muß diese Kompliziertheit erklären, muß mitleiden und mitfühlen, muß die Menschen zur Reue aufrufen, da sie doch unausweichlich mit Erscheinungen von Gut und Böse zusammenstoßen und selbst ihre Verkörperung darstellen. In diesem Sinn muß der Schriftsteller in Betracht ziehen, daß sein Wort sehr vieldeutig ist.

L. K.: Was hat die Perestroika den schöpferischen Kräften gegeben, und was können diese jetzt in die große sittliche und gesellschaftliche Umgestaltung einbringen?

Tsch. A.: Ich denke, wir müssen uns ständig in einem Prozeß der Umgestaltung befinden. Anzunehmen, daß einige Schriftsteller, einige Werke den jetzigen Prozeß der Umgestaltung vorweggenommen haben, ist durchaus berechtigt; aber das rührt daher, daß diese Schriftsteller und diese Werke eine historische Periode erlebt haben, die keineswegs ideal war, die vielen nicht zusagte, während es unmöglich war, das offen auszusprechen, und daß diese Verschlossenheit der Gesellschaft die Schriftsteller gezwungen hat, das so oder so in ihren Werken auszudrücken. Jetzt haben wir eine andere Situation. Jetzt kann man alles offen sagen, aber die Aufgabe der Literatur bleibt die gleiche: stets muß sie im Menschen das Gewissen wachrütteln, sein Streben nach dem wekken, was wir unter Freiheit verstehen. Das ist einerseits ein sehr großes, grenzenloses Wort, andererseits bewegt es sowohl durch seine Genauigkeit wie auch mitunter durch seine Unbestimmtheit. Die Perestroika führt im Ergebnis aller Umgestaltungen letzten Endes zur Freiheit, zu einer neuen Etappe, zu einer neuen Stufe der menschlichen Freiheit. Aber auch das bedeutet kein Endziel. Noch Tausende solcher Perestroikas sind erforderlich, damit sich der menschliche Geist weiterentwickelt, sich aufschwingt, neue Höhen erreicht...

L. K.: Du bist Chefredakteur der Zeitschrift „Inostrannaja Literatura" geworden. Was macht diese Arbeit für dich interessant, was soll diese Arbeit hinsichtlich der Aufnahme von ausländischer Weltliteratur mit deiner Hilfe erbringen? Welche Rolle erwartest du von dem internationalen Beirat, den du für die Redaktion geschaffen hast und zu dem, wie ich hörte, auch Christa Wolf gehören soll?

Tsch. A.: Diese Zeitschrift ist einzigartig, ...solch eine Zeitschrift gibt es meines Erachtens sonst nirgends. Sie nimmt die gesamte gegenwärtige literarische Erfahrung der Weltliteratur in sich auf. Natürlich versuchen wir... den Leser mit den interessantesten, mit herausragenden Werken bekannt zu machen. Das ist die Bestimmung dieser Zeitschrift. Aber auch hier haben wir eine große Arbeit vor uns. Wenn früher... Werke mit ausgesprochen sozialer Problematik bevorzugt wurden und vor allem Autoren, die so oder so bestimmte, der unseren nahestehende politische Richtungen vertraten, so schenken wir dem heute keine Beachtung mehr. Die Hauptsache muß der... künstlerische Eigenwert eines Werkes sein. Wie der Autor sonst einzuordnen ist, was seine politischen Bestrebungen sind, steht bereits an zweiter oder dritter Stelle. Hauptsache ist ein Werk, das dem Leser etwas Neues sagen kann, das ihn mit einem neuen Gebiet der Weltkultur bekannt macht. Die Pere-

Audienz in Raten

stroika eröffnet in dieser Hinsicht auch für die Zeitschrift neue Perspektiven. Mehr Freiheit, mehr Auswahl, mehr Vielfalt für die Zeitschrift sind nun möglich geworden.

L. K.: Ich fragte noch nach dem Beirat.

Tsch. A.: Ja, der redaktionelle Beirat, das ist so eine Idee, daß eine ganze Reihe von Autoritäten der heutigen Weltliteratur die Arbeit der Zeitschrift erhellen, bereichern sollten. Wenn möglich, werden wir zusammentreffen, miteinander reden, Erfahrungen austauschen, herausfinden, welche besonderen Probleme es in dieser oder jener Nationalliteratur gibt. Das ist die Aufgabe.

L. K.: Gestern, Tschingis, habe ich Maria, vielleicht als eine Art Wink, diese Raffaelsche Madonna übergeben, und sie hat sofort ganz impulsiv gesagt: „Das ist sie!", das heißt, das ist die „Gottesmutter im Schnee"...

Tsch. A.: Die Sixtinische Madonna?

L. K.: Ja. Bei uns ist sie allen bekannt, sie hängt in Dresden. Also möchten wir daran eine Frage knüpfen: Was für eine Rolle wird diese „Gottesmutter im Schnee" in deinem neuen Roman spielen?

Tsch. A.: Bekanntlich war euer Bild viele Jahre in Rußland. Und nun liefert es für mein Sujet sozusagen die Ausgangssituation.

L. K.: Auf rein realistischer Basis?

Tsch. A.: Auf rein künstlerischer.

L. K.: Oder spielt wieder irgendeine Mythe hinein?

Tsch. A.: Nein. Ich nehme das einfach zum Anlaß, um über etwas zu sprechen, etwas zu beginnen, dies oder jenes einander gegenüberzustellen. Der Umstand, daß dieses Bild eine Weile in Rußland war, wieso es hierhergekommen war und daß es dann zurückgekehrt ist, interessiert mich wenig... Aber da es nun mal so war, bietet sich mir ein Anlaß, drum herum eine Handlung aufzubauen.

L. K.: Wenn ich recht verstehe, ist alles andere einstweilen noch ein Staatsgeheimnis? (Lachen)

Tsch. A.: Was für ein Geheimnis? Ich muß das alles zu Ende bringen, damit es kein Geheimnis gibt.

L. K.: Erschienen ist aber bereits „Die Richtstatt"... Viel ist schon über Awdi geschrieben worden, dich hat man nach ihm ausgefragt. Mich interessiert nun die Nebeneinander- und Gegenüberstellung von Awdi und Boston. Beide sind Suchende, beide streben nach einer Lösung von Widersprüchen, die die Menschen verkrüppeln. Nur tun sie das auf sehr unterschiedliche Weise. Hinter Awdi stehen Jahrtausende geistig-seelischer Entwicklung der Menschheit.

Tsch. A.: Und hinter Boston die bäuerliche Erfahrung, nicht mehr.

L. K.: Ja, aber in Bostons Haltung und Handlungsweise steckt, wenn ich es recht verstehe, dennoch mehr irdisch Perspektivisches?

Tsch. A.: Nun, Boston hat bäuerliche Erfahrung, eine bäuerliche Weltsicht. Er ist einer von den Menschen, die jetzt die Masse der Werktätigen bilden, von ihrer Arbeit leben, die heutige Landwirtschaft ausmachen. Nur so kann man ihn sehen. Aber natürlich steht er auch für die Erfahrung des Volkes, für dessen Weltverständnis, für dessen Verständnis von Gerechtigkeit, von sittlichen Beziehungen. Das alles ist in ihm. Dennoch kann er nicht mit Awdi verglichen werden. Awdi ist eine ganz andere Gestalt, eine Gestalt, die bereits von der christlichen Lehre, der christlichen Kultur geprägt wurde. Auch er hat seine Widersprüche, seine Probleme – Worin könnten sie sich gleichen? Beide sind ordentliche, gewissenhafte Menschen, die sittliche Werte achten. Hierin können sie sich nahe sein.

L. K.: Dabei läßt sich Awdi sicherlich mehr von Kriterien der Sittlichkeit leiten, bei Boston aber spielt das Soziale eine größere Rolle.

Tsch. A.: Ja, weil er sich in sozialen Zwängen befindet, ist er genötigt, seinen Weg auf sozialer Grundlage zu suchen. Aber aus meiner Sicht gibt es auch bei ihm eine sittliche Grundlage...

L. K.: Wie es heißt, willst du dem Roman „Der Tag zieht den Jahrhundertweg" ein Kapitel hinzufügen; zielt das auf eine Vertiefung der Zeitkritik ab...

Tsch. A.: Mit dieser Frage hat das nichts zu tun; das betrifft die Menschen jener Epoche, ist etwas anderes. Im übrigen aber... Vor uns steht eine große und meines Erachtens unvermeidliche historische Aufgabe. Der Staat muß immer mehr ein menschliches Antlitz gewinnen, muß vor der menschlichen Persönlichkeit immer mehr zurücktreten. Nicht der Mensch muß ein Mittel für den Staat sein, sondern der Staat ein Mittel für das Glück und die Freiheit des Menschen. Unter diesem Gesichtspunkt ist Stalin eine Gestalt, die genau das Gegenteil verkörpert. Ich lasse alle möglichen anderen Details beseite und beschränke mich auf diese Ebene. Stalin verkörpert das Gegenteil, den Gegensatz zu dem Ziel, daß der sozialistische Staat demokratisiert werde, sich immer mehr in einen Staat für die Freiheit, für das Glück, für die Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit verwandle...

L. K.: Da ich schon nach diesem zusätzlichen Kapitel gefragt habe – wird es in die nächste Ausgabe eingehen?

Tsch. A.: Ich glaube, ja. Wenn nicht alle diese unsere Kampagnen wären, dann wäre ich damit schon diesen Herbst fertig geworden... Es betrifft die Kinder, die, wie ihr euch erinnert, auf der Station zurückgeblieben sind – später suchen sie bereits als Erwachsene diese Orte wieder auf...

L. K.: Wenn du dir am Vorabend deines sechzigsten Geburtstages etwas wünschen könntest: Was würdest du gern vollbringen, was wäre dein größter Wunsch für das neue Jahrzehnt?

Tsch. A.: Es fällt mir schwer, dieses Jahrzehnt oder sogar nur ein Jahrfünft vorherzubestimmen. Leider. Das menschliche Leben ist so verwundbar, so zerbrechlich, daß der Mensch nicht vorhersagen kann, was und wieviel ihm noch bevorsteht, was für ein Leben. Deshalb sprechen wir ja auch vom Schicksal. Wir werden sehen, wie sich das Schicksal fügt. Alles hängt von der Gesundheit ab, davon, wieviel Zeit einem Menschen noch bleibt. Und erst danach von anderen Bedingungen. Da gibt es historische Bedingungen, persönliche, familiäre und so weiter. Wenn es mir gelingt, noch etwas zu schreiben – ich habe noch zwei, drei Ideen, die, so glaube ich, interessant sein könnten. Ich würde schon noch etwas schreiben. Aber vorauszusagen, daß ich dies oder jenes machen werde, ist sinnlos...

Wenn ich mir dennoch etwas wünsche: Die Welt durchlebt jetzt eine ungewöhnliche historische Epoche. Immerhin ist es auf Erden relativ ruhig... Es gibt Schwierigkeiten, Krisen, die verschiedensten Situationen. Dennoch, sofern eine gemeinsame Welt existiert, sofern die Staaten nicht zusammenstoßen, sofern kein menschliches Blut vergossen wird, sofern es keine zerstörerischen sozialen Kataklysmen gibt, liegt letzten Endes alles in unserer Hand. Dies aber wären für den Menschen allgemein und für die schöpferische Persönlichkeit insbesondere günstige Bedingungen.

L. K.: In der DDR hast du viele Leser, bist du als Schriftsteller sehr beliebt. Vielleicht möchtest du unseren Lesern etwas sagen?

Tsch. A.: Die DDR-Leser sind für mich besondere Leser. Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll, aber zwischen uns hat sich so ein gegenseitiges Einvernehmen herausgebildet. Ich erhalte auch Briefe, und gelegentlich, wenn DDR-Touristen hierherkommen, erscheinen sie direkt bei uns zu Hause. Ich gebe ihnen Autogramme, wir unterhalten uns, und sie spüren, daß ich ihr Autor, ihr Freund bin. Für mich ist das sehr wichtig, ich schätze das sehr...

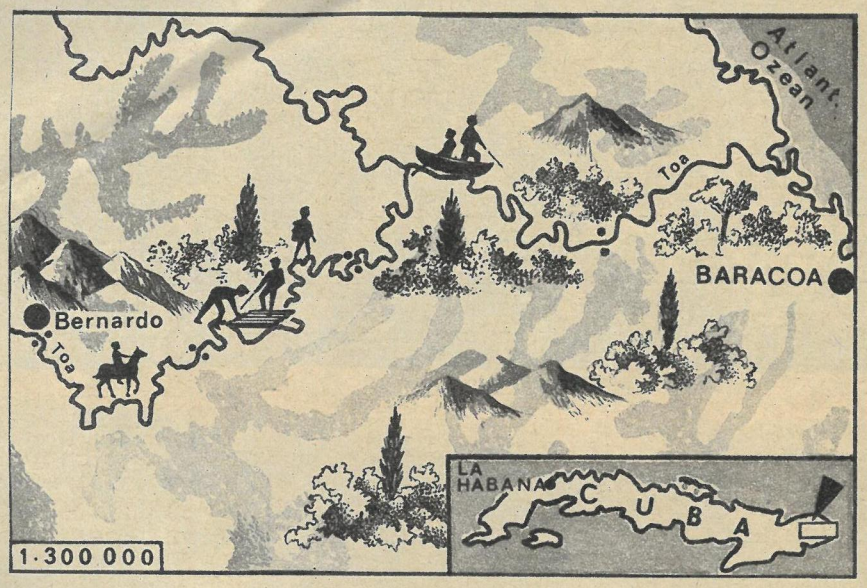
Was die DDR-Leser betrifft – ich weiß nicht, wie ich es mir erklären soll, vielleicht hat Charlotte einen so guten Einfluß auf sie ausgeübt –, erlebe ich ein phänomenales Verhältnis zu mir, ich spüre die Hochachtung, mit der sie mir begegnen, und empfinde das gleiche. An allem, was die DDR betrifft, nehme ich großen Anteil, stets wünsche ich mir, dieses Land möge sein Leben weiterhin respektabel gestalten, und auch die Menschen in der DDR mögen spüren, daß sie eine besondere Rolle, einen Auftrag in der Geschichte haben. Also, in seiner Einmaligkeit als Leserland ist mir dieses Land sehr teuer... Überhaupt ist das für mich in gewisser Weise schon ein sehr vertrautes Land, ein Heimatland für meine Bücher. Meine Bücher leben da, als gehörten sie dahin. Ein solches Glück zu erfahren, ist etwas Großartiges, daher empfinde ich für die DDR-Leser natürlich tiefe Dankbarkeit.

Erinnerung an Stunden freundlicher Gastlichkeit: Das Ehepaar Aitmatow packt für das Ehepaar Kossuth ein Stück Melone auf den Weg ein.

Im Sattel, zu Fuß und per Floß
unterwegs durch kubanisches Bergland

IM SOG DES TOA

Der Toa ist der schönste Fluß Kubas. Im Nordosten der Insel (Karte auf der folgenden Seite) durchschneidet er die einzige Landschaft, wo noch eine dem tropischen Regenwald ähnliche Vegetation herrscht. Da und dort in der entlegenen Gegend findet man Nachkommen der indianischen Ureinwohner; Menschen wohnen so weit entfernt voneinander, daß schon das Zusammentreffen Anlaß für ein kleines Fest bildet. Bei einem gemeinsamen Ausflug mit kubanischen Bekannten erlebten die auf der Insel tätigen DDR-Geologen Dr. Klaus-Peter Stanek und Andreas Zimmermann (Text und Fotos) diese wildromantischen „Tropen Kubas“.



IM SOG DES TOA

Unser Jeep, Baujahr 1954, Marke „Willy", stand wie vereinbart um 5.00 Uhr vorm Haus – für hiesige Verhältnisse ungewöhnlich früh. Mit vollen Rucksäcken und leerem Magen saßen wir im Fahrzeug. Noch war tiefe Nacht; der Gedanke, daß von der Landschaft nichts zu erblicken sei, ließ uns die Augenlider zuklappen. Ziel war Bernardo, das schon im Gebirge liegt, etwa 600 m hoch, dort überquerten wir zum ersten Mal den Toa – unseren Wegweiser für die nächsten Tage. Da noch ein Flüßchen von einigen Metern Breite, das sich in einem weiten Tal in Richtung Osten schlängelt.

In Bernardo, wo zur Zeit die Fahrstraße endet, sollte uns ein Maultierführer mit seinen Tieren in Empfang nehmen. Natürlich war bei unserer Ankunft niemand zu sehen; denn Kubaner sind nun mal keine Frühaufsteher, dafür aber ausdauernde „Nachtmenschen". Endlich stand die Karawane abmarschbereit. Leider – hieß es – waren in der Nacht zwei Mulis durchgebrannt, so daß wir in folgender Verteilung losmarschierten: auf einem Muli der Reiseführer, ein Muli mit den prall gefüllten Rucksäcken und schließlich zwei Mulis abwechselnd von uns vier „Passagieren" geritten...

Für die ersten Wegstunden ist bequeme Strecke angesagt. Zwischen Bernardo und La Perrera entsteht eine moderne Gebirgsstraße, die das gesamte Gebiet des Toa erschließen soll. Die Verbindung von Guantanamo nach Baracoa wird dadurch um die Hälfte kürzer, die Reisezeit für Motorisierte verringert sich erheblich.

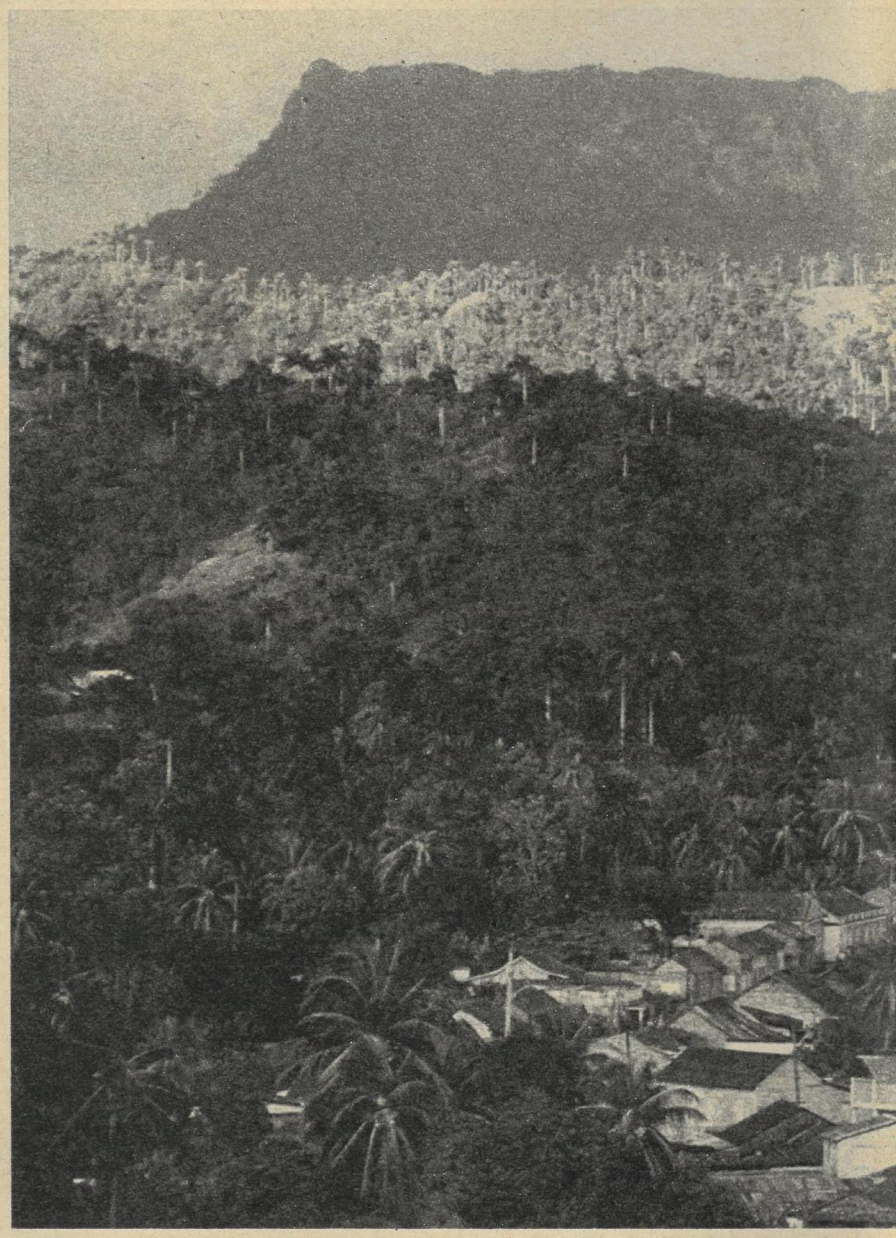
Den Maultiertreiber frage ich, ob denn die Menschen hier, die ihr Leben abseits der großen Verkehrswege, fern jeglichen Getümmels von Fremdenscharen verbracht haben, nicht etwas Angst hätten, mit der neuen Straße ein Stück ihrer Welt zu verlieren. Lächelnd und sehr bestimmt antwortet der Alte, daß alle mit Freuden dieses Stück eintauschen gegen das größere Stück Welt, das ihnen die neue Straße beschert. Hoffentlich, sage ich mir im stillen, werden nicht zu viele Erwartungen enttäuscht. Ich kann mir nicht helfen – bin skeptisch bei der Vorstellung, daß ein klimatisierter Bus mit durcheinander schnatternden Touristen irgendwann einmal hier inmitten der jetzt noch unberührten Natur entlangfährt....

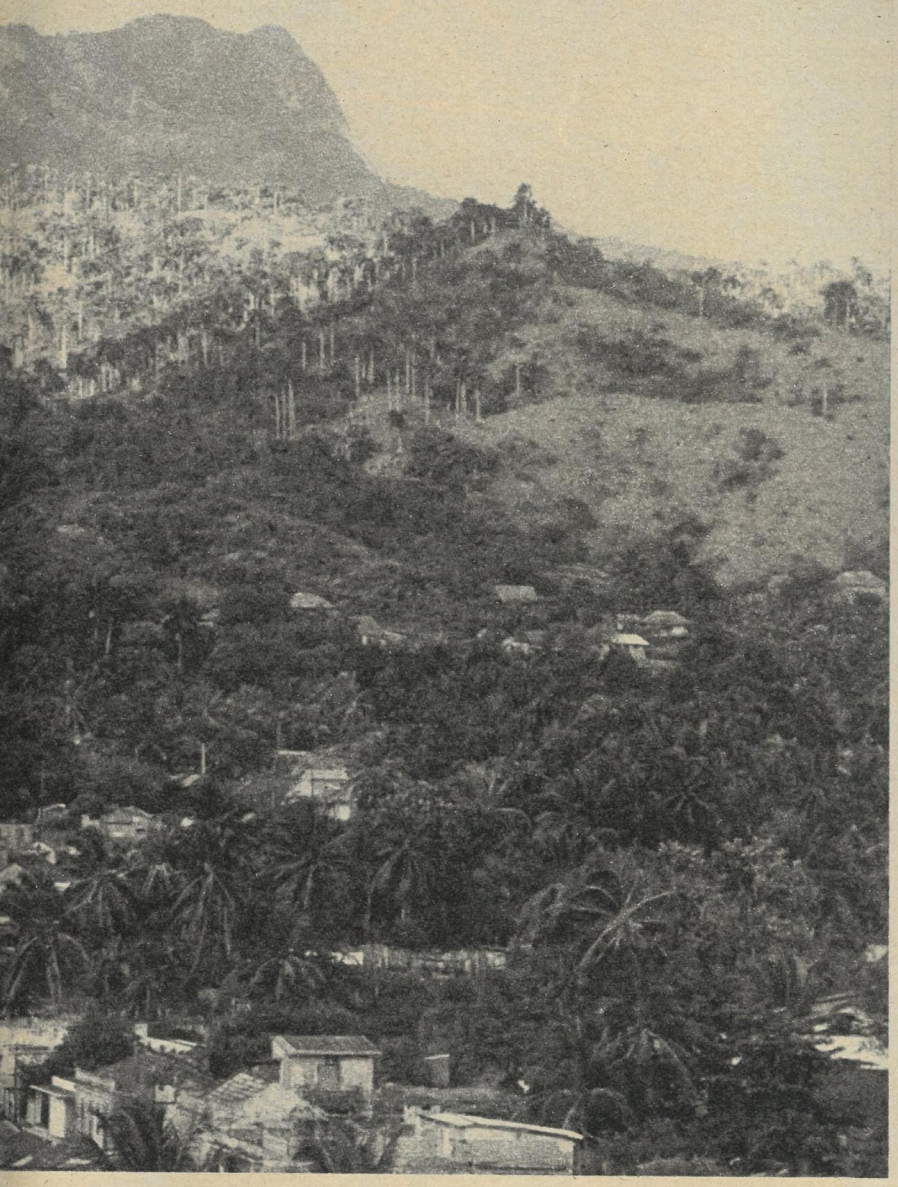
Der Toa wird hinter Bernardo bis zu zehn Meter breit und sehr flach. In einem weiten Tal nimmt er bogenförmig Kurs auf die Berge, die ihn später einschnüren und seine Kraft vervielfachen. Wir „Reiter" haben uns mittlerweile vom Fluß getrennt und sind, um den Weg abzukürzen, ein Stück bergauf gestiegen. Gegen Mittag kommen wir an eine Tienda, einen kleinen Handelsplatz mit vier, fünf Häusern.

Hier wird die Post zweimal in der Woche von einem Flugzeug aus per Fallschirm abgeworfen; eine Gegend im Umkreis von zwanzig bis dreißig Kilometern ist darauf angewiesen. Der Transport von Gütern – wie Lebensmittel, Benzin, Treibstoff für Generatoren, Medikamente und anderem Bedarf – erfolgt dagegen ausschließlich mit Maultieren. Vom Staat erhalten die Treiber, die gleichzeitig auch Besitzer der Tiere sind, einen anständigen Lohn, der durch „Handgelder" und Erkenntlichkeiten für spezielle Kundendienste ständig aufgebessert wird. Sicher bleibt dieser Beruf noch über Jahre erhalten, denn eine durchgehende Straße allein ist hier viel zu wenig.

Schließlich gelangen wir nach fast senkrechtem Abstieg wieder im Toatal an und treffen auf Bauern, die uns bestätigen, daß am anderen Ufer unser Tagesziel „Salto de Hatuey" liegt. Der Fluß hat bereits gut zwanzig Meter Breite und zeigt hinter der Furt die ersten Stromschnellen. Klaus und Freund Osmel bringen die Tiere samt Gespäck über den Fluß, Miguel und ich entscheiden uns für einen schwimmenden Baumstamm mit dargebotener Balancierstange. Ehe ich abstoße, sehe ich nach dem hinteren Maultier, das unsere Rucksäcke trägt und reichlich unsicher über die großen Steine im Flußbett stolpert. Knapp vor dem jenseitigen Uferrand passiert dann, was geschehen muß: Rutsch, rutsch, weg ist unser Maultier, nur der Kopf bäumt sich aus dem Wasser! Mit seinem Halfter holen wir es schnell wieder auf die Beine. Zum Glück ist das Gepäck mit dichten Zeltplanen umschnürt, so blieb alles unversehrt...

Hatuey, unser Etappenziel, entpuppt





sich als „Kaffeetal“. Eine große Halle, von einigen Arbeitern beaufsichtigt, dient zum Trocknen der grünen Kaffeebohnen. Erntezeit und Hochsaison ist erst im kubanischen Winter. So bietet unsere Ankunft im August den Hiergebliebenen eine willkommene Abwechslung. Nach dem Abpacken der Mulis, die samt Herrchen den Rückmarsch antreten, kommt das Essen an die Reihe. In Stahlkesseln über offenem Feuer bereiten die Anwohner für uns „Nijame“ zu – eine kartoffelartige Knollenfrucht, allerdings drei- bis fünfmal größer und auch mehliger. Dazu bekommen wir ein äußerst wohlschmeckendes Getränk gereicht: Wasser mit wildem Honig – besser als alle Brausesorten.

Nach dem Abmarsch am nächsten Tag wird wieder der Fluß durchquert. Eine echte Zeremonie mit Aus- und Anziehen, obwohl das Wasser nur bis zur Kniehöhe reicht. Dann geht es hinein in den dichten tropischen Regenwald, auf gut begehbarem Pfad immer schön bergauf. Dennoch – die kritische Barriere unserer Wanderschaft liegt tief im Tal: der „Gran Salto“, größter Wasserfall am Fluß. Ihn gilt es oben zu umgehen und dann auf selbergebautem Floß die Reise fortzusetzen.

Stunden später ein Geräusch zu unseren Füßen, ein Brausen und Donnern. Das muß die gesuchte Wasserstufe sein! Der Pfad im Grünen verliert sich immer mehr, so entscheiden wir uns für den direkten Abstieg, über Klippen und pfadloses Unterholz. Dann stehen wir auf dem Grund einer Schlucht. Steilwände zu unseren Häupten, dicht bewachsen, hundert, zweihundert Meter hoch. Keiner würde uns jemals wieder dort hinaufbekommen!

Auf einem Block am Wasser mutmaßen wir, ob die kaum fünf Meter hohe Fallstufe vor uns schon der „Gran Salto“ sein könnte. Da das Ufer in der Felsenenge keine Möglichkeit zur Rast oder gar zum Floßbau bietet, bleibt uns nur der Weitermarsch... Endlich erreichen wir eine Stelle, wo der Fluß von einem genügend breiten Sandstreifen gesäumt ist. Und – so weit unser Auge blicken kann, zeigt der Toa eine spiegelglatte Oberfläche... Signal zum Floßbau. Im Wettlauf mit der sinkenden Sonne geht es ans Werk. Bambus in der näheren Umgebung ist rar, aber vorhanden; das leichte Holz des Cubabaumes liefert willkommenes Ergänzungsmaterial. Lianen dienen als Seile. Nach zwei Stunden harter Arbeit erfolgt der Stapellauf unseres improvisierten Fahrzeuges. Gemächlich paddeln wir damit um zwei Flußecken – und dann hören wir ihn eher, als wir ihn sehen: den Gran Salto!

Also Rucksäcke aufhucken und zu Fuß abwechselnd über glitschiges Steinufer oder durch dichtes Unterholz tappen. Das Floß wird solo durch die Stromschnellen gebracht – danach sieht es nicht mehr so aus, als wollte es noch weit schwimmen. Zwischen den engen Wänden des Felsentales geht der Tag langsam zur Neige. Kurzer Entschluß: Quartier machen, früh am Morgen ein besseres Floß bauen.

Nicht zu verheimlichen, daß die Gefühle doch etwas „gemischt“ sind, mit denen man in jenen Breiten – in der üblichen, aus Sackleinen geschneiderten Hängematte – den Schlaf erwartet. Die Phantasie wird erregt durch die Geräusche des Tropenwaldes: Grillen und Zikaden halten die Luft am Schwirren, als ob man unter einer Hochspannungsleitung läge. Die Gewißheit, außer wilden Hunden in dieser Gegend keine anderen, größeren Tiere zu treffen, nicht mal Schlangen, beruhigt nur theoretisch.

Drei Tage später. Es stellt sich heraus, daß wir trotz Aufbietung aller Kräfte bei dem auf die Floßfahrt folgenden Fußmarsch mit den zurückgelegten Strecken weit hiner der Kalkulation bleiben. Welten trennen uns noch von Baracoa, wo die Tickets für den Rückflug warten. Mit einem Gewaltmarsch soll die erste auf unserer Karte eingezeichnete Behausung erreicht werden. Jetzt geht es nur noch darum, eine Menschenseele zu treffen, die uns möglicherweise – mit Pferd oder Kanu – helfen kann.

Fluß und Ufer werden nicht nur breiter, der Wasserstand wird auch höher. An einer Stelle suchen wir mindestens eine halbe Stunde lang nach der Furt; das Wasser stand uns buchstäblich bis zum Halse. Die Sonne hier scheint glücklicherweise etwas länger am Abend, da die Berge nicht mehr so tiefe Schatten werfen. Unbeschreiblich unsere Freude, als wir eine Wäscheleine am Ufer erblikken und bald auch die zugehörige Wäscherin, eine typische Nachfahrin der einstigen indianischen Ureinwohner. Bereitwillig erklärt sie uns: Von der Tienda, die flußabwärts liegt, werde morgen ein Kanu nach Baracoa fahren – das allerletzte, weil am Wochenende dort Karneval ist und fast alle Bewohner schon dorthin unterwegs sind.

Nochmals ist Eile geboten! Auf Füßen, die sich nicht erinnern können, jemals so beansprucht zu sein, setzen wir uns wieder in Bewegung. Ein simples Kanu unser Ziel. – Da, rechts tut sich der dichte Wald auf, eine große Lichtung, sanft abfallende Ufer, zwei Hüttengehöfte. Ein Kanu, leer, frei; doch festliegend auf dem Land – der Hausherr ist schon zum Karneval.

Bleibt die versprochene Tienda, der Dorfladen. Dort müssen doch Leute sein... Plötzlich kommt uns ein Junge entgegen. In dieser menschenverlassenen Gegend ein etwa zehnjähriges Kind mit seinen Einkäufen in einem grobgewebten Sack. Es läuft geradewegs in die Richtung, aus der wir kommen. In die Wildnis. Staunend machen wir uns gegenseitig Platz auf dem engen Pfad, drehen uns mehrmals nach einander um. Wir genauso oft wie der Junge.

Wo mag er wohnen? Irgendwo hinter den Bergen... Eine ganze Kindheit dort verleben, wo wir nur Tage unterwegs waren, das wären Abenteuer! Doch ehrlich: Erst einmal sind wir heilfroh, über einen einfachen Kramladen wieder Anschluß an die „Zivilisation“ zu erreichen. Und den Flug ab Baracoa.

Zusatzfoto: Dr. K.-P. Stanek; Karte: J. Arfert

Im nächsten Heft:

Die jungen Nowgoroder

Sie lieben harten Rock, bauen Jugendwohnkomplexe, restaurieren historische Ruinen, haben viel zu tun oder Langeweile – Begegnung mit jungen Leuten in einer altrussischen Stadt.

Foto: D. Christel

Jahresrückblick

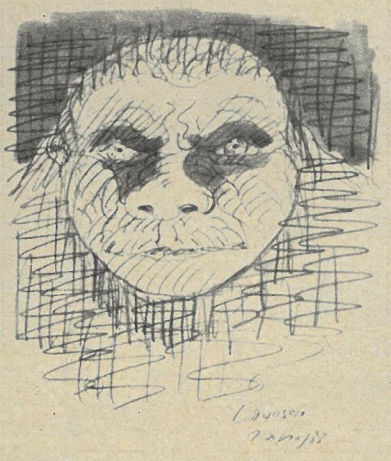
FREIE WELT im Gespräch mit Teilnehmern des Internationalen Treffens für kernwaffenfreie Zonen, das im Juni in Berlin stattfand.

Kaspi auf Genesungskurs?

Jahrzehntelang sank der Meeresspiegel des größten Binnenmeeres der Welt. Seit 1977 steigt er langsam wieder an. Wirken hier Klimafaktoren oder Eingriffe des Menschen?

Im Prinzip ja

Er wurde wieder einmal gesehen, der Schneemensch, diesmal in Lowosero bei Murmansk. Aber es war dunkel, und der Fotoapparat war nicht zur Hand, und überhaupt. Aber im Prinzip ja. Manfred Bofinger und Bernd Siegmund waren den 34 bis 50 Zentimeter großen Fußabdrücken des Yeti auf der Spur.



Zeichnung: M. Bofinger

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

Der Jäger

MÄRZ 1989

M	D	M	D	F	S	S
		1	2	3	4	5
6	7	8	9	10	11	12
13	14	15	16	17	18	19
20	21	22	23	24	25	26
27	28	29	30	31		

APRIL 1989

M	D	M	D	F	S	S
					1	2
3	4	5	6	7	8	9
10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23
24	25	26	27	28	29	30

Liebe Mädchen und Jungen!

Die FREIE WELT-Märchenserie – Text auf Seite 41 – macht euch mit Märchen aus der Sowjetunion bekannt. Wenn ihr die sechs Teile der Serie sammelt, könnt ihr euch am Ende einen Kalender basteln; die Schnur zieht ihr durch die beiden angedeuteten Löcher. Und wenn ihr jedesmal mitgemacht habt – das hier ist bereits die sechste Folge seit 1983 – dann habt ihr ein Märchenbuch, das immer dicker wird. In diesem Jahr machen wir euch mit Märchen von Völkern bekannt, die im Kaukasus wohnen.

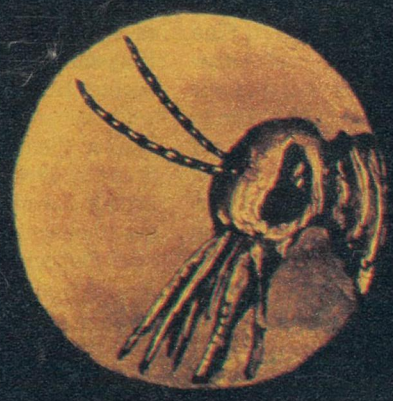


Illustration: Horst Bartsch